

Ernst Bruckmüller

### **Stephansdom und Stephansturm**

Aus: Emil Brix, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl (Hg.), Memoria Austriae II – Bauten, Orte, Regionen. Wien , Verlag für Geschichte und Politik, 2005, 40 – 74.

„Manchmal taucht etwas auf, etwas Lichtes, ich weiß nicht, das sind die glänzenden Momente, bei Sonnenuntergang, in der Dämmerung, ein milder Schatten über Dächern, eine gleißende Kirchturmspitze, das auf einen sehr fernen Punkt zulaufende Ende einer alten schönen Straße, ich blicke zur Spitze der Stefanskirche hinauf und hinunter, ich werde schwindlig, ich möchte am Leben bleiben.“

(Friederike Mayröcker)

Man kann schon von einem leichten Schwindel erfasst werden, wenn der Blick den Stephansturm hinaufklettert, und womöglich gerade eine weiße Wolke zwischen der Turmspitze und dem Blau des Himmels vorbeizieht – da scheint der Turm zu wanken und auf den Betrachter zuzustürzen. Aber er hat bisher immer noch gehalten, sogar in den Katastrophentagen von 1945. Was wäre auch Wien ohne Dom und ohne Turm! Unzählige Beschreibungen der Stadt rühmen den schlanken, neben dem wie ein riesenhafter Kamelhöcker lagernden Buckel des Daches hoch aufragenden Turm, um den sich die Häuser der Stadt scharen und zu ducken scheinen.

Unter den zahllosen literarischen Beschreibungen wird jene von Adalbert Stifter bis in die Gegenwart immer wieder zitiert, welche die Zeichenhaftigkeit des Turmes für Wien in mehreren Anläufen, nicht ohne Wiederholungen, in Worten zu fassen suchte:

„Wenn man Wien von einer Anhöhe aus betrachtet, deren mehrere in ganz geeigneter Entfernung liegen, so zeigt sich die Stephanskirche gewissermaßen als Schwerpunkt, um welchen sich die Scheibe der Stadt lagert, und an der Kirche ist wieder der Turm der Zeiger ihrer Majestät [...] Wenn man in großen Entfernungen ist, in denen man weder die Stadt noch die Kirche erblicken kann, so ragt doch er wie ein blauer Schatten oder wie eine matte Linie oder wie eine dämmerige Pappel empor. [...] Wenn ich von Anhöhen Wien betrachtete, so hielt ich den Stephansturm für den Stift, an dem man die Scheibe der Stadt emporheben könnte. Das Bild ist lächerlich, aber es fiel mir sehr oft ein. [...] Man könnte ihn auch den Stift eines Sonnenzeigers nennen, zu dem alle Straßen der Umgegend wie die Halbmesser eines Kreises zu ihrem Mittelpunkte zusammenlaufen. [...]“<sup>1</sup>

---

Dr. Wolfgang Bahr bin ich in besonderer Weise zu Dank verpflichtet, weil er mir seine große Sammlung zum Stephansdom in der uneigennützigsten Weise zur Verfügung stellte. Ohne diese Sammlung hätte dieser Beitrag

Auch Schriftsteller unserer Tage lassen sich immer wieder von Stifter anregen, wie etwa Bodo Hell in einem Beitrag für die „Presse“ im Jänner 2004. Er erinnert an Adalbert Stifter und seinen Blick vom Stephansturm, aber auch an das erste Fotopanorama Wiens, vom Stephansturm um 1850 mit einer Petzval-Kamera wahrscheinlich von Paul Pretsch (damals Leiter der photographischen Abteilung der Staatsdruckerei) fotografiert. Der Aufstieg zum Turm konfrontiert den Schriftsteller mit zahlreichen Erinnerungsorten: „[...] aber da wären wir jetzt schon an der instandgesetzten StephanusStatue, einer der mehreren am Dom (exakte Anzahl ermitteln!) vorbei und nach einem überraschenden offenen Quergang [...] halt, noch einmal zurück und aufs sogenannte StarhembergBankerl gesetzt, um den damaligen strategischen Ausblick nachzuvollziehen, naja von der Wasserseite her kam die Bedrohung und vom Osten sowieso, aber auch die Laufgräben im Nordwesten waren nicht zu verachten, [...]“<sup>2</sup> Der Blick vom Turm ist *der* Überblick über die Stadt, er definiert sie geradezu – wo die Dächer und die Türme aufhören, endet die Stadt (heutzutage also eigentlich gar nicht mehr, denn ihre Peripherie erstreckt sich immer weiter hinaus, über die Felder und Gemüseärten, die früher die Wiener ernährten).

Keine der zahlreichen Beschreibungen Wiens versäumte es, auf Dom und Turm hinzuweisen. Nun waren hohe und eindrucksvolle Türme in der Gotik nichts Ungewöhnliches. Es ist aber der Turm des Steffels einer der höchsten (im 15. Jahrhundert überragt nur von dem einen, fertig gestellten Turm des Straßburger Münsters, erst im 19. Jahrhundert trat der Stephansturm mit der Fertigstellung der Türme von Ulm, Köln, Rouen in die zweite Reihe. Seine extrem steile Pyramidengestalt, die feine Gliederung seiner Baumassen reihen den Hohen Turm von St. Stephan jedenfalls unter die bemerkenswertesten Beispiele europäischer Turmbaukunst:

„Der Turm, bis tief ins 19. Jahrhundert der höchste Europas, seither nicht nur von Köln und Ulm überragt, rückt im heutigen Weichbild Wiens bisweilen doch noch gebieterisch ins Blickfeld. Hoch auf der Reichsbrücke, durch die Praterstraße kann man noch direkt darauf zufahren. Ein Zeichen, ein Ziel, ein ‚Sonnenzeiger, zu dem alle Straßen der Umgegend wie die Halbmesser eines Kreises zu ihrem Mittelpunkte zusammenlaufen‘ (Stifter). [...]“ Wieder Stifter, immer wieder begegnet der Bezug zu seiner klassischen Schilderung, obgleich auch

---

nicht geschrieben werden können. Zahlreiche Hinweise verdanke ich ferner Werner Telesko und Hannes Stekl. Herzlichen Dank dafür!

<sup>1</sup> Adalbert Stifter, Aus dem Alten Wien. Vom Sankt Stephansturme. In: A. Stifters ausgewählte Werke in sieben Bänden, hg. v. Rudolf Fürst, Bd. 7, Leipzig o. J., 20 ff.

<sup>2</sup> Bodo Hell, 343 Stufen. In: Die Presse, spectrum 17. 1. 2004. S. III f.

die nicht das Original ist, sondern auf Anderes zurückgreift, auf eine josephinische Beschreibungstradition.

„Der Dom ragt jäh und plötzlich auf, man biegt um ein Hauseck und erschrickt wie ein Zwerglein vor Gulliver.“ – das schreiben immerhin abgebrühte Journalisten, und das ist durchaus bemerkenswert. Und sie haben sich gut umgehört: „Look! There’s a selfportrait of the guy who made this“, konnte man neben der Kanzel und ihrem „Fenstergucker“ hören, und das wäre immerhin eine hübsche Anekdote. Si non é vero ...<sup>3</sup>

Es würde ja die außerordentliche architektonische Qualität schon hinreichen, den Dom mit einem hohen Maß an Symbolkraft und Zeichenhaftigkeit zu versehen. Doch damit nicht genug, wurde St. Stephan schon in seiner Bauzeit und danach systematisch zusätzlich mit Bedeutung angereichert – durch Reliquien, durch Grablegen, durch verschiedene Zeichen, Grab- und Gedenksteine, Kanzeln, Bilder, Skulpturen, durch die St. Stephan in mehrfachem Sinne ein „heiliger Ort“ wurde. Der Dom ist das „Herz der Stadt“,<sup>4</sup> so wie die Stadt das Zentrum Österreichs war und ist, aber auch Haupt- und Residenzstadt der Habsburger, eines der wichtigsten Zentren des ebenso alten wie heiligen Römischen Reiches (und noch des Deutschen Bundes), und das unbestrittene Zentrum der habsburgischen Monarchie, von 1612 bis 1918. Diese zentrale Symbolfunktion überlebte die Monarchie und die Habsburger, ja sie erhielt eine neue Kraft durch die weitgehende Zerstörung des Domes und seinen Wiederaufbau zwischen 1945 und 1952. Das rechts vom Riesentor angebrachte Zeichen O 5 steht für die österreichische Widerstandsbewegung gegen den Nationalsozialismus. Die Beteiligung aller Bundesländer am Wiederaufbau ebenso wie die breite Anteilnahme der Bevölkerung an der Reise der „Pummerin“ von St. Florian nach Wien und an der Wiedereröffnung des Domes sind Belege für die hohe Bedeutung des Domes für das neue Österreich der Zweiten Republik. Aber auch in unserer weitgehend säkularisierten Gegenwart werden für die Republik bedeutsame Ereignisse fast immer mit Gottesdiensten im Dom gefeiert, den großen Toten der Republik gebührt sozusagen ein Requiem in St. Stephan. Als jüngste Schicht an „memoria“, die dem Dom angewachsen ist, kann wohl die spannende Riha-Dokumentation über den Dom als ökologischen Ort gelten

\*

Der „Steffl“ gilt als *das* zentrale bauliche Symbol Österreichs. Wie die in der Einleitung zu diesem Band ausführlich zitierte Umfrage von 1998 zeigt, die am Beginn des

---

<sup>3</sup> Claudia Danhauser und Hans Haider, „Der steinerne Hochwald von Wien“.

Zum 850-Jahr-Jubiläum des Doms: Ein Versuch. In: Die Presse, vom 19./20. April 1997, Spectrum I f.

<sup>4</sup> Susanne Claudine Pils, Das Herz der Stadt. Die Stephanskirche und das Domviertel, Wien 1995.

Forschungsvorhabens „Memoria Austriae“ stand, ist unter Österreichs Städten Wien der dominierende symbolische Zentralort; freilich bald gefolgt von Salzburg. Auf die Frage, welche topographischen Punkte in Österreich „typisch“ für Österreich seien, war die Antwortgruppe „Bauwerke in Wien“ am häufigsten, und unter diesen „Bauwerken in Wien“ ragt der Stephansdom wiederum deutlich hervor. Er erhielt mit 37 % Nennungen (ohne Vorgaben!) die bei weitem höchste Nennungsrate, Schönbrunn und die Gloriette folgten mit deutlichem Abstand (16 %). Dann folgt die Ringstraße, zu der auch Heldenplatz und Hofburg gehören. Der Raum der Ringstraße wäre also – als Ensemble - nach St. Stephan der zweitstärkste Wiener Erinnerungsort der österreichischen Bevölkerung.

Genauso deutlich ist auch das Ergebnis einer anderen Umfrage, die freilich mit vorgegebenen Begriffen arbeitete:

„Ich lese Ihnen einige Begriffe vor, die mit Österreich zu tun haben. Sagen Sie mir bitte jeweils, wie sehr dies für Sie Österreich verkörpert (Note von 1 - 5)

Durchschnittsnote (niederste Durchschnittsnote = bester Wert !)

Lippizaner	1,56
Wiener Schnitzel	1,52
Sängerknaben	1,36
Salzburger Festspiele	1,51
Niki Lauda	1,95
Alpen	1,55
Habsburger	2,17
Neutralität	1,90
saubere Seen	1,79
Stephansdom	1,32

(n = 2.000, Herbst 1998, ifes)

Und wie sehr verkörpert der Stephansdom für Sie Österreich ?

Note 1 (verkörpert Österreich sehr)	77 %
Note 2	17 %
Note 3	5 %
Note 4	1 %
Note 5	1 %

Höchste Werte:

Frauen über 45	83 - 87%
Hilfsarbeiter	82 %
Pensionisten	82 %
NÖ/Bgld	84 %
SPÖ - Wähler	81 %
FPÖ - Wähler	82 %

Niedrigste Werte:

Männer 15 - 44 Jahre	71 %
Freischaff./Selbständige.	68 %
Öffentlicher Dienst	70 %
Landwirte	68 %
Schüler/Studenten	70 %
Salzburg/Tirol/Vorarlberg	68 %
Grün-Wähler	62 %
(n = 2000, Herbst 1998, ifes)	

Den höchsten Symbolwert maßen also ältere Leute, Ostösterreicher und Wähler der konservativeren Parteien (SPÖ, FPÖ) dem Dom und dem Turm zu. Kirchenferne oder -nähe scheint dabei keine besondere Rolle zu spielen. Aber selbst die niedrigsten Werte zeigen eine sehr hohe überregionale Bedeutung von St. Stephan. Auch in Westösterreich erzielt er spielend eine Zweidrittelmehrheit. Selbst die soziologisch „modernen“ Grünen schätzen noch zu 62% den hohen Symbolgehalt dieses in jeder Hinsicht überragenden Baues.

Ganz ähnliche Ergebnisse zeigen auch andere Umfragen, die sich nach den wichtigsten Symbolen Österreichs erkundigten. Nach einer im Frühjahr 1993 durchgeführten Untersuchung<sup>5</sup> waren Landschaft, Klima und Natur auch für die einzelnen Bundesländer die wichtigsten Symbole. Auch damals war der Stephansdom bundesweit das wichtigste einzeln identifizierte Landessymbol (10%).<sup>6</sup> Nach einer SWS-Studie, die im Frühjahr 1994 durchgeführt wurde, waren der Stephansdom, der Sport und das Essen große Identitätsstifter.<sup>7</sup> Auch eine von den Bundesforsten 2004 in Auftrag gegebene Studie über österreichische Symbole erbrachte – neben Wald und Bergen – als einzelnes Symbol weit vorne wieder den Stephansdom.<sup>8</sup> Wir könnten die Reihe dieser sozialwissenschaftlichen Studien fortsetzen, ohne auf erheblich andere Ergebnisse zu stoßen. Es ist daher nicht besonders gewagt zu behaupten, dass der Stephansdom das bedeutendste einzelne als Symbol wirkende Bauwerk Österreichs ist. Immer noch wirken, auch in einer säkularisierten Gesellschaft, alte Sakralgebäude identitätsstiftend. Oder erlebte Österreich einen nur unvollkommenen „Transfer des Sakralen“? Ist es die Tradition der katholischen Habsburger, die Österreich bis heute prägt? Die geringe Verankerung des Habsburgermythos im Bewußtsein der österreichischen Bevölkerung würde dagegen sprechen.<sup>9</sup> Wie auch immer - Wien ist *der*

---

<sup>5</sup> „Symbole für Österreich“, April/Mai 1993, Integral. Markt- und Meinungsforschungsges.m.b.H., n = 1010.

<sup>6</sup> Die Presse, 13. 7.1995, 7.

<sup>7</sup> Die Presse, 17. 5.1994, 9.

<sup>8</sup> Bernhard Schragl von den Österreichischen Bundesforsten habe ich für die Überlassung dieser Daten sehr herzlich zu danken!

<sup>9</sup> Im ersten Band von „Memoria Austriae“ hat Laurence Cole in seinem Beitrag über den Habsburgermythos zwar auf die relativ schwache Ausprägung dieses Mythos im öffentlichen Gedächtnis hingewiesen; dennoch erweckt sein Beitrag einen ganz gegenteiligen Eindruck. Auf die Ursachen für die schwache Verankerung der

zentrale Ort Österreichs ist, und der Dom ist eben – wir wiederholen uns - das „Herz der Stadt“.

Dieses Herz der Stadt wurde übrigens auch der Ausgangspunkt für die erste genaue Vermessung Österreichs: Der Punkt genau unter der Spitze des hohen Turmes von St. Stephan ist einer der sieben Ausgangspunkte der Vermessungsarbeiten des Franziszeischen Katasters, die 1817 eingeleitet und in den folgenden Jahrzehnten durchgeführt wurden.<sup>10</sup>

Die Genese eines „heiligen Ortes“

Wie kam es dazu? Erster sakraler Mittelpunkt der Mark Österreich des 11. Jahrhunderts war zweifellos Melk, wo am Grab des 1012 in Stockerau ermordeten und 1014 bei der Burg des Markgrafen 1014 bestatteten hl. Koloman, den man später als Landespatron verehrte, und an der Begräbnisstätte für mindestens zwei Babenberger Markgrafen höchstwahrscheinlich ein Kanonikerstift entstand, dem 1089 das Benediktinerkloster folgte.<sup>11</sup> Der als eigentlicher Stifter von Melk angesehene Leopold III. (der Heilige) rief jedoch auch das Chorherrenstift Klosterneuburg ins Leben, das später Melk als Stätte der Verehrung des Landespatrons ablösen sollte. 1485 wurde Leopold III. heiliggesprochen, im 17. Jahrhundert offiziell zum Landespatron bestimmt.<sup>12</sup> Beide Klöster, Melk ebenso wie Klosterneuburg, spielten und spielen bis heute als religiöse und kulturelle Zentren und für das niederösterreichische Landesbewusstsein eine höchst bedeutende Rolle, die überregional jedoch nur schwach ausgebildet erscheint. Denn sie wurden in ihrer symbolischen Zentralität weitgehend durch Wien abgelöst.

Heinrich II. Jasomirgott gründete in Wien das Schottenstift (1155), wohl auch als neue Grablege der Herrscherfamilie. Nun entstand auch die neue Burg, „am Hof“. Spätestens 1137 wurde mit dem Bau der Stephanskirche begonnen, noch außerhalb der ältesten Stadtmauern, 1147 wurde sie geweiht.<sup>13</sup> Die Interpretation der neuesten archäologischen Funde könnte auf

---

Habsburger im Gedächtnis der Österreicher ist er leider kaum eingegangen. Vgl. Laurence Cole, *Der Habsburger-Mythos*, in: *Memoria Austriae I. Menschen – Mythen – Zeiten*, hg. von Emil Brix, Ernst Bruckmüller und Hannes Stekl, Wien 2004, 473–504.

<sup>10</sup> Pia Maria Plechl, *Koordinatenursprung im Stephansdom. Erster Vermessungspunkt der Kronländer*. Presse 17./18. Februar 1990, S. 18. Eine Tafel vor der Katharinenkapelle beim südlichen Seitentor bezeichnet jenen Punkt, der sich ursprünglich genau unter der Spitze des Hochturmes befand. Er ist Ausgangspunkt der Katastralvermessung von 1817 – 1837, einer von sieben Punkten, von denen sich vier im heutigen Österreich befinden. Das „System St. Stephan“ wurde bis in die erste Republik hinein angewandt.

<sup>11</sup> Dazu vgl. Karl Lechner, *Die Babenberger. Markgrafen und Herzoge von Österreich 976-1246*, Wien 1985, 63 f. Zu Koloman Meta Bruck-Nieder Korn, *Der heilige Koloman. Der erste Patron Niederösterreichs*, Wien 1992.

<sup>12</sup> Dazu Floridus Röhrig, *Leopold III., der Heilige. Markgraf von Österreich*, Wien-München 1985.

<sup>13</sup> Die nach wie vor gründlichste Untersuchung der Geschichte der Stephanskirche und der letztlich erfolgreichen Bemühungen um Kapitel- und Bistumsgründung bietet Viktor Flieder, *Stephansdom und Wiener Bistumsgründung. Eine diözesan- und rechtsgeschichtliche Untersuchung*, Wien 1968. Die Urkunde von 1137,

ältere sakrale Vorgängerbauten hinweisen, jedenfalls wurden hier schon vor dem 12. Jahrhundert Menschen bestattet. Wir haben es also mit einem sehr alten „locus sanctus“ zu tun, dessen Kontinuität vielleicht sogar bis in die Spätantike zurückreicht. Für seinen Bau wurden Steine aus den damals noch aufrecht stehenden Ruinen der römischen Lagermauer verwendet. Schon der Bau des 12. Jahrhunderts hatte monumentale Ausmaße. Er hatte bereits zwei Westtürme, die Vorgängerbauten der „Heidentürme“.<sup>14</sup> Vielleicht hat der Passauer Bischof Reginmar schon 1137 die Gründung eines Suffraganbistums in Wien geplant – was eine Rangerhöhung für Passau als eigenes Erzbistum bedeutet hätte. Während die ältesten Kirchen innerhalb des ersten hochmittelalterlichen Mauerrings (St. Ruprecht, St. Peter) in ihren Namen Salzburger Bezüge ausdrücken, weist auch der Name St. Stephan auf Passau hin – auf jene Bischofsstadt, deren Bistum bis an die Ostgrenze Österreichs (im alten Sinne, also Niederösterreichs) reichte. Sicher hatte der Passauer Bischof Eigenkirchenrechte an St. Stephan und jedenfalls bis ins 14. Jahrhundert das Patronat über die große Wiener Pfarrkirche inne.

Mit Herzog Leopold VI. (1198–1230) begannen die Bemühungen um die Errichtung eines Landesbistums in Wien. Der Herzog berief sich auf die Größe der Stadt: Wien sei nach Köln die zweitgrößte Stadt im Reich nördlich der Alpen. Außerdem verhindere die weite Ausdehnung des Bistums Passau eine intensivere Pastoral, es gebe Schwierigkeiten bei Weihen von Kirchen und Altären und bei der Spendung bestimmter Sakramente wie Priesterweihe und Firmung. Auch Häresien seien schon zu beobachten. Das motivierte Papst Innozenz III. im Jahre 1207 zu einem ausführlichen Schreiben an den Bischof Manegold von Passau, dessen Vorgänger Bischof Wolfger auch schon an einen zweiten Bischof für seine riesige Diözese gedacht hatte. Der Papst teilte darin dem Bischof die Wünsche und Motive des Herzogs mit und versicherte, er habe den Erzbischof von Salzburg angewiesen, den Fürsten in seinem Vorhaben zu unterstützen. Nun, die schon sehr weit gediehenen Pläne scheiterten daran, dass sich in der Folge immer einer der beiden Bischöfe querlegte – der Salzburger wollte einen Bischof in Wien nur als Suffragan von Salzburg dulden, der Passauer nur als Suffragan von Passau (womit Passau endlich zum Erzbistum geworden wäre, was der Salzburger wieder partout nicht wollte!). Neben den kirchenrechtlichen ging es auch um materielle Fragen – der Bischof von Passau befürchtete Schmälereien seiner Einkünfte.

---

von der er auf die Stiftung der Stephanspfarre geschlossen hat sowie die Nachrichten über die Weihe 31 ff. und 36 f. Vgl. ferner Ferdinand Opll, Nachrichten aus dem mittelalterlichen Wien. Zeitgenossen berichten, Wien-Köln-Weimar 1995, 18.

<sup>14</sup> Mario Schwarz, Kat. Nr. 59: Wien, Pfarrkirche (seit 1469 Dom- und Metropolitankirche) St. Stephan, in: Früh- und Hochmittelalter (Geschichte der bildenden Kunst in Österreich I), hg. von Hermann Fillitz, Wien-München-New York 1998, 283–286, das Zitat 283.

Auch Versuche, das Bistum mit dem Schottenkloster zu vereinigen, scheiterten. Ein entscheidender Punkt dürfte die Verfügung über die Stephanskirche gewesen sein – der Herzog beanspruchte das Patronat über die Kirche, das aber eindeutig beim Bischof lag.<sup>15</sup> Der letzte Babenberger, Friedrich II. (1230 - 1246), setzte diese Bemühungen fort. 1245 erteilte Papst Innozenz IV. dem Herzog immerhin schon die Erlaubnis, die Gebeine des heiligen Koloman in den neuen Bischofssitz zu übertragen.<sup>16</sup> Die Gebeine des traditionellen Landesheiligen sollten also die Heiligkeit der neuen Domkirche legitimieren helfen! Mehr als ein Jahrhundert später ließ Herzog Rudolf IV., der „Stifter“, den Kolomans-Stein in den Neubau der Kirche aufnehmen – er befindet sich gleich neben dem Bischofstor. Über den Stein ist angeblich das Blut des ersten Landesheiligen geflossen; die große Verehrung des Steines ist daran zu erkennen, daß er völlig abgegriffen ist.<sup>17</sup> Koloman galt, wie schon betont, bereits im Hochmittelalter als der Landesheilige Österreichs. Rudolf IV. ließ daher auch das Kolomansgrab in Melk (1362) erneuern.<sup>18</sup> Es sollten dann auch gewisse Meßverpflichtungen in der neuen Kollegiatskirche Allerheiligen zu St. Stephan vom Melker Abt wahrgenommen werden.

Der Bau von St. Stephan nahm bereits im 13. Jahrhundert immer deutlicher Züge einer Kathedrale an. Um 1230/40 ersetzte ein romanischer Neubau die ältere Kirche. Als der kaiserliche Namensvetter des Babenbergers, der Staufer Friedrich II., der damals den Herzog kurzzeitig abgesetzt hatte, Wien 1237 zur Reichsstadt erklärte, soll dieser Kaiser selbst den Bau des Westwerkes von St. Stephan mit den beiden monumentalen „Heidentürmen“, der ungewöhnlich großen Westempore und dem „beispiellos reich gestalteten“ Riesentor veranlaßt haben.<sup>19</sup> Nach der Aussöhnung von Kaiser und Herzog 1239 wurde der Bau weitergeführt. Die große Westempore galt als Oratorium des Landesfürsten, hier stand der Thron und hier wurden sakrale Regierungsakte gesetzt.<sup>20</sup> 1245 sah sich der Herzog fast am Ziel seiner Wünsche, die sich nicht nur auf das Bistum Wien bezogen, sondern auch auf ein eigenes Königtum für Österreich und Steiermark.<sup>21</sup> Sein Tod im Jahre 1246 zerschlug jedoch bis auf weiteres die Hoffnung auf ein eigenes Bistum in Wien. Doch dürfte auch König

---

<sup>15</sup> Flieder, Stephansdom, 45 ff.

<sup>16</sup> Ebd., 50 f. Eine Zusammenfassung der Flieder'schen Forschungen bei Franz Loidl, Geschichte des Erzbistums Wien, Wien-München 1983, 13 f.

<sup>17</sup> Zum Kolomansstein vgl. Alphons Lhotsky, Wiens spätmittelalterliches Landesmuseum: Der Dom zu St. Stephan, in: Alphons Lhotsky, Aufsätze und Vorträge, Bd. IV, hg. von Hans Wagner und Heinrich Koller, Wien 1974, 55–73, hier 57 f.

<sup>18</sup> 1000 Jahre Benediktiner in Melk, Katalog 1989, 161 f.

<sup>19</sup> Mario Schwarz, Die Architektur in den Herzogtümern Österreich und Steiermark unter den beiden letzten Babenbergerherzögen, in: Früh- und Hochmittelalter, hg. von Hermann Fillitz, 274–336, hier 280 f.

<sup>20</sup> Flieder, Stephanskirche, 56.

<sup>21</sup> Georg Wagner, Pläne und Versuche der Erhebung Österreichs zum Königreich (mit fünf Dokumenten), in: Österreich. Von der Staatsidee zum Nationalbewusstsein, hg. von dems., Wien 1982, 394 – 432.



Ottokar II. Přemysl als Herzog von Österreich (1251-1276) die Bistumspläne weiter betrieben haben. 1264 spricht der Passauer Bischof von der Möglichkeit, dass St. Stephan Kollegiatskirche (Kirche eines Kapitels, also einer Gemeinschaft von priesterlichen Kanonikern) werde, 1268 lehnte Papst Clemens IV. den Plan Ottokars ab, Olmütz zum Erzbistum zu erheben und dem neuen Erzbischof alle bestehenden und neu zu errichtenden Bistümer in Böhmen, Mähren, Österreich und Steier zu unterstellen. Unter diesen hätte sich wohl auch ein Bistum in Wien befunden. In die Regierungszeit Ottokars fällt auch die große Salzburger Provinzialsynode in Wien 1267, faktisch ein Nationalkonzil aller ottokarischen Länder. 1267 wurde schließlich die „Cur“ geschaffen, in der alle Seelsorgepriester von St. Stephan zusammengefaßt wurden und die in gewisser Hinsicht als Vorläufer des späteren Kapitels gelten kann.<sup>22</sup> Seit Herzog Friedrich II. das Patronat über die Kirche usurpiert hatte, präsentierten die Landesfürsten – trotz aller Proteste des Passauer Bischofs – erfolgreich ihre Kandidaten für den Pfarrer von Wien. Es waren hochgestellte Herren dabei, Verwandte der Herzöge und spätere Bischöfe.

Die Kirche fiel 1258 einem verheeren Stadtbrand zum Opfer. Erst 1263 wurde die wiederaufgebaute Kirche geweiht.<sup>23</sup> Die oberen Geschosse der beiden „Heidentürme“ stammen wohl aus dieser Zeit. Deren Einbeziehung in den Neubau des 14. Jahrhunderts lässt erkennen, dass man im Spätmittelalter St. Stephan in einen Zusammenhang mit den großen viertürmigen Kaiserdomen (Speyer, Worms) stellen wollte – eine durchaus überlegte und gewollte Symbolik, die insbesondere mit den etwas späteren Phantasien Rudolfs IV. (und später Friedrichs III.) über die besondere Stellung des Hauses Österreich zusammenhängen dürfte. Immerhin lag ja das Grabmal des ehrwürdigen Ahns, Rudolf I., im Dom zu Speyer.<sup>24</sup> Diese uns Heutigen gar nicht mehr bewusste Analogie zeigt wiederum, dass man es bei diesem Bau schon früh auf eine hohe symbolische Bedeutung angelegt hatte. Nach einem neuerlichen Brand 1276 wurde 1304 der Bau des dreischiffigen („albertinischen“) Chores begonnen. Auch dieser Neubau dürfte mit neuen Bistumsplänen König Albrechts I. zusammenhängen.<sup>25</sup> Er wurde 1340 abgeschlossen und geweiht. Damals trugen sowohl der Herzog wie auch der Bischof von Passau und der Pfarrer von Wien (St. Stephan) den Namen Albrecht (Albert).<sup>26</sup>

1359 legte Rudolf IV. den Grundstein für den weiteren Ausbau, der das Langhaus völlig neu gestalten und die Kirche mit zwei weiteren Türmen versehen sollte (Westempore und

---

<sup>22</sup> Flieder, Stephanskirche, 51 ff.

<sup>23</sup> Opll, Nachrichten, 34.

<sup>24</sup> Arthur Saliger, Der Stephansdom zu Wien, Graz 1992, 3 und 6.

<sup>25</sup> Flieder, Stephansdom, 53 f.

<sup>26</sup> Ebd., 66.

„Heidentürme“ sollten, wie gesagt, erhalten bleiben). Dabei ging der Herzog davon aus, er sei der rechtmäßige Inhaber des Patronats, was er auch bei der Stiftung des Kollegiatkapitels Allerheiligen (zweiter Stiftsbrief von 1365) betonte. Der junge Herzog mit den weitreichenden Plänen war über seine Frau Katharina von Böhmen mit den grandiosen Vorhaben seines Schwiegervaters Karls IV. vertraut. Schon 1358 plante er die Gründung eines exemten (nur dem Papst direkt unterstehenden) Kollegiatkapitels mit 24 Kanonikern, zunächst mit Sitz an der von ihm neu gegründeten Allerheiligenkapelle in der Hofburg. Dafür erhielt er auch die päpstliche Erlaubnis. Doch wurde diese Stiftung nicht verwirklicht. Im Wesentlichen ging es um eine Umgehung der Rechte des Bischofs von Passau. Dafür bekundete er ein Jahr später, bei der Grundsteinlegung für den Erweiterungsbau der Stephanskirche, seine Absicht, an dieser Kirche ein Kapitel zu Ehren Allerheiligen (der 1. November war der Geburtstag des Herzogs, aber auch auf dem Hradschin hatte eine Kapelle dieses Patrozinium, ebenso wie die St<sup>e</sup>. Chapelle in Paris) zu stiften; im selben Jahr spricht der Pfarrer von St. Stephan von einer Verlegung des für die Hofburg gestifteten Kapitels nach St. Stephan. 1364 wurde diese Stiftung vom Papst genehmigt. Dem Propst des Kapitels wurde die Pfarre St. Stephan inkorporiert. Das Kapitel selbst sollte exempt sein, also in kirchlicher Hinsicht nur dem Papst unterstehen.<sup>27</sup> 1365, nur vier Tage nach Gründung der Universität, wurde das Kapitel tatsächlich ins Leben gerufen. Rudolf übergab seiner neuen Kollegiatkirche auch zahlreiche Reliquien – die „Heiltümer“, deren alljährliche „Weisung“ große religiöse und gesellschaftliche Ereignisse waren. St. Stephan wurde zur *capella regia*, zur Herrscher- und Pfalzkirche.<sup>28</sup>

Die große bauliche Erweiterung, die 1359 begann, stand also in engstem Zusammenhang mit der Kapitelstiftung, die zweifellos als künftiges Domkapitel gedacht war. Doch schon als Kollegiatkirche wurde St. Stephan seit 1365 als „Dom“ bezeichnet. Die neue „Allerheiligenkirche“ sollte Bischofssitz und geistliches Zentrum Österreichs, als Pfalzkirche aber auch das „zentrale Heiligtum des Hauses Österreich und historische Weihestätte der großen Vergangenheit des Landes werden“.<sup>29</sup> Rudolf IV. starb jedoch schon 1365. Bis dahin sollen die Grundfesten gelegt und der Bau der aufgehenden Mauern (bis zu einer Höhe von etwa zwei Metern) begonnen worden sein. In diese Zeit fällt auch die Errichtung der beiden

<sup>27</sup> Ebd., 137–200. Kurz zusammengefasst bei Loidl, *Geschichte*, 16 f. Die genannten Vorgänge auch im Katalog *Die Zeit der frühen Habsburger. Dome und Klöster 1279-1379*, Wiener Neustadt 1979, Schriftleitung Floridus Röhrig und Gottfried Stangler, Wien 1979, 369–372, insbes. Kat. Nr. 128 (Bittschrift Rudolfs IV. an Papst Innozenz VI. von 1358 wegen Errichtung einer Kapelle in der Hofburg und deren Ausstattung mit einem Kollegiatkapitel mit 24 Kanonikern), Nr. 132 (zweiter – großer – Stiftbrief Rudolfs IV für das Kollegiatstift zu Allerheiligen an der Pfarrkirche zu St. Stephan, 1365), Nr. 133 (Herzog Rudolf IV. bestiftet 1363 das Gotteshaus zu St. Stephan, das er als seine Grablege erwählt hat).

<sup>28</sup> *Flieder, Stephansdom*, 174 ff, unter Verweis auf mehrere Aufsätze von Nikolaus Grass.

unteren Westkapellen, der Tirna- und der Eligiuskapelle. Die erstere war dem Habsburgerheiligen Morandus geweiht. Besondere Sorgfalt widmete Rudolf den beiden aus den Seitenschiffen nach Norden und Süden führenden Toren, dem Bischofs- bzw. dem Singertor. Sie erhielten einen besonders eindrucksvollen Skulpturenschmuck, samt Statuen von Herzogin und Herzog. Die Westempore bestimmte Rudolf zum Kapitelsaal des neuen Domstiftes.

Schon seit dem frühen 14. Jahrhundert erscheint die Wiener Bürgerschaft hauptverantwortlich für den Fortgang des Dombaues. Seit 1338 werden Kirchmeister als Verwalter der Kirchenfabrik genannt, die aus vermögenden Ratsherrenfamilien stammten.<sup>30</sup> Sie hatten die oberste Sorge für die Kirche, den Bau, das Kirchenpersonal, sie besorgten die Bezahlung der Besoldungen und Löhne, verwalteten die zur Stephanskirche gehörigen Güter und sorgten für die Verwahrung des Kirchenschatzes. Im 15. Jahrhundert war das Wiener Bürgertum neben dem Dombaumeister die treibende Kraft für den Dombau.<sup>31</sup> Diesen Kirchmeistern unterstanden die Kirchsreiber, die die Rechnungen ausstellten. Die gewaltigen Mittel für den Bau kamen nur zum geringeren Teil von den habsburgischen Landesfürsten. Sie dürften im 14. Jahrhundert höher gewesen sein als im 15. Ab 1396 mehren sich auffallend die bürgerlichen Stiftungen für den Bau, die bis um 1430, also etwa bis zur Vollendung des Südturmes, besonders reichlich flossen.<sup>32</sup> Doch hatten neben den landesfürstlichen Beiträgen auch schon im 14. Jahrhundert bürgerliche Stiftungen und Legate den Dombau finanziert. Um 1407 wurden die Pläne gegenüber den ursprünglichen geändert und der Südturm bedeutend erhöht – so sehr, dass ein Turmpaar aus Süd- und gleich hohem Nordturm vermutlich etwas seltsam ausgesehen hätte. Jene Planveränderung ist wohl dem genialen Dombaumeister Hans von Prachatitz zuzuschreiben.<sup>33</sup> Dahinter steht offenkundig das Interesse der Wiener Bürgerschaft, und dieses war „mehr auf eine Monumentalisierung eines Turmsolitars städtisch wahrzeichenhaften Charakters als auf eine landesfürstlich geprägte Realisierung eines Doppelturmprojektes“ ausgerichtet.<sup>34</sup> Durch die für den Laien unerkennbare Planänderung – Einführung eines zusätzlichen Turmgeschosses (des Glockenstübengeschosses) – erhielt der Turm seine unwahrscheinliche Höhe und Schlankheit. Eine ungeheure Fülle genauest durchdachter Baudetails ließ schließlich jenes

---

<sup>29</sup> Ebd., 177.

<sup>30</sup> Ebd., 83 ff.

<sup>31</sup> Ebd., 86.

<sup>32</sup> Ebd., 94 f.

<sup>33</sup> Opll, Nachrichten, 130 f: Mit der Anbringung des „chnopff“ (Knaufs) auf der Turmspitze wird der Südturm am 10. Oktober 1433 fertiggestellt.

unverwechselbare Bild entstehen, das uns allen vor Augen steht, wenn vom Stephansturm die Rede ist. Er steht, so sagen die Kunsthistoriker, „unangefochten an der Spitze aller gotischen Turmbauten Europas.“<sup>35</sup>

Der Hohe Turm war aber nicht nur Zeichen, Symbol einer selbstbewußten und opferbereiten Bürgerschaft. Er diente seit seiner Vollendung auch als Beobachtungsposten, auf dem zwei städtische Türmer wohnten, die von der Stadt besoldet wurden. Diese Türmer hatten auch stündlich die Glocke (die Primglocke) zu schlagen. Daher leistete die Stadt auch Erhaltungskosten für den Turm. Die Stadt kam ferner für die Uhr auf, die 1417 erstmals erwähnt wird.<sup>36</sup> 1433 war dieser Südturm, der „Hohe Turm“, endlich fertig. Seine Vollendung ließ aus der geplanten Viertürmigkeit des Domes letztlich eine Dreieinhalb-Türmigkeit werden. Denn der Bau des Nordturmes (auch Adlerturm genannt) gedieh nur mehr bis knapp über die Firsthöhe des Daches – was die Wiener Volkssage mit einer Teufelsverschreibung des bekannten, 1446 seitens der Kirchenfabrik unter Vertrag genommenen Meisters Hans Puchsbaum in Zusammenhang brachte.<sup>37</sup> 1440 wurde das Dach errichtet, 1446 das Langhaus eingewölbt. 1450 begann der Bau des Nordturmes, der im 16. Jahrhundert (1556-1558) seinen – freilich bis heute provisorisch wirkenden – Abschluss erhielt.<sup>38</sup>

Seit Friedrich III. ist St. Stephan endlich Kathedralkirche.<sup>39</sup> Bei einem Romaufenthalt im Jahre 1468 legte der Kaiser dem Papst (Paul II.) zwei Bitten vor: Erstens wünschte er die Wiederaufnahme des Kanonisationsprozesses über Markgraf Leopold III. – er wurde tatsächlich 1485 heilig gesprochen. Und zweitens wollte er die Errichtung zweier Bistümer, in Wien und Wiener Neustadt (die Errichtung eines solchen in Laibach [Ljubljana] hatte er schon 1461 durchgesetzt). Mit Datum vom 18. Jänner 1469 wurde das exemte Bistum Wien durch den Papst errichtet. Nun wurde die Kapitelkirche zur Kathedrale, zum Dom, das Kollegiatstift zum Domkapitel. Die Rechte des Stiftspropstes gingen auf den Bischof über. Allerdings war das Bistum klein, es umfaßte primär das Stadtgebiet (den „Burgfried“) mit den

---

<sup>34</sup> Günter Brucher, Kat. Nr. 56, Pfarrkirche St. Stephan (seit 1459 Dom- und Metropolitankirche) in: *Gotik (Geschichte der bildenden Kunst in Österreich II)*, hg. von dems., Wien- München-London-New York 2000, 281–284, hier 282.

<sup>35</sup> Ebd., 284.

<sup>36</sup> Flieder, *Stephansdom*, 107.

<sup>37</sup> Z. B. Hans Puchsbaum, in: Emil Hofmann, *Legenden und Sagen vom Stephansdom*, Wien o.J., 2. Teil, 66–96. Hans Puchsbaum soll den Bau des Nordturmes mit Hilfe des Teufels aufgeführt haben. Als er aus diesem Geschäft aussteigen wollte, habe ihn der Teufel getötet – und der Nordturm blieb unvollendet. Der Hinweis auf den Vertrag mit Puchsbaum, der übrigens vom Rat der Stadt und vom Kirchenmeister aufgenommen wurde, bei Flieder, *Stephansdom*, 98.

<sup>38</sup> Zur Baugeschichte Saliger, *Stephansdom*, passim. Ferner Marlene Zykan, *Der Stephansdom*, Berlin-Hamburg 1981; Richard Perger und Walther Brauneis, *Die mittelalterlichen Kirchen und Klöster Wiens*, Wien-Hamburg 1977; Reinhard H. Gruber, *Die Domkirche St. Stephan zu Wien*, Innsbruck 1998; noch immer unentbehrlich Hans Tietze, *Geschichte und Beschreibung des St. Stephansdomes in Wien (Österr. Kunsttopographie 23)*, Wien 1931.

drei alten Stadtpfarren St. Stephan, St. Michael und zu den Schotten, reichte im Norden nur bis zum Krottenbach (XIX. Bezirk), im Osten nur im Gebiet des heutigen II. Bezirks über den Donaukanal, im Süden bis Oberlaa, Maria Lanzendorf, Inzersdorf, Vösendorf, Atzgersdorf und Laxenburg, im Westen bis Währing, Hernals, Ottakring, Penzing und Ober-St.Veit; nur im Südwesten griff es weiter aus, hier wurden die Pfarren Mödling und Perchtoldsdorf noch mit einbezogen. Die Einkünfte des Bistums waren mager, so dass der Wiener Bischofsstuhl gar nicht sehr begehrt war. Der erste wirklich in Wien residierende Bischof war der Krainer Georg Slatkonja, ein bedeutender Musiker (Bischof von 1513-1522). Er erhielt eines der schönsten Grabdenkmäler der Renaissance im Dom. Erst 1722 wurde Wien zum Erzbistum erhoben, mit Wiener Neustadt als Suffraganbistum. Wenig später (1728) wurde das Diözesangebiet auf einen großen Teil des Viertels unter dem Wienerwald ausgedehnt.<sup>40</sup> Durch die josephinische Diözesanregulierung der 1780er-Jahre erhielt das Erzbistum Wien seine heutige Ausdehnung über die beiden „unteren“ Landesviertel Niederösterreichs.

#### St. Stephan als Erinnerungsort und das Stadtbild von Wien

Alle späteren Veränderungen ließen die Türme von St. Stephan über alle anderen Häuser, Kirchen, Kuppeln und Türme immer hinausragen (sieht man von vereinzelt späten Exzessen wie dem Ringturm oder der gegenwärtigen Hochhäuser-Sucht<sup>41</sup> ab). Oder, wie der Kunsthistoriker Josef Neuwirth es 1893 formulierte:

„Wie die Thürme des Regensburger oder des Kölner Domes, die Thurmpyramiden zu Freiburg i.B. oder Ulm die Umriss des jeweiligen Stadtbildes beherrschen und zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten desselben gehören, so blickt auch der Thurm des Wiener St. Stephansdomes, eines der volksthümlichsten Baudenkmale unseres ganzen Kaiserstaates, wie ein idealem Ziele zustrebender Gebieter auf das Häusermeer der Kaiserstadt an der Donau, das ihm gleichsam in stummer Huldigung zu Füßen liegt. Seiner gedenkt selbst der schlichte, nur vom Hörensagen damit bekannte Handwerker oder Landmann mit bewundernder, im Banne des Gewaltigen stehender Scheu und zugleich mit dem überquellenden Gefühle vaterländischen Stolzes. Gewiss unterstützt diese Wirkung besonders auch die Thatsache, dass an kein zweites Bauwerk Wiens, das ja an

---

<sup>39</sup> Ausführlich bei Flieder, Stephansdom, 214 ff.

<sup>40</sup> Loidl, Geschichte, passim.

<sup>41</sup> Der Turm im neuen Konzert der Hochhäuser, thematisiert von Walter Zschokke in der Presse - Spectrum vom 19. Jänner 2002, S. IX. – Zwar werden Sichtachsen unter anderem auf dem Stephansdom freigehalten, doch ansonsten verändert sich die Stadtopographie gewaltig.

bewundernswerten Schöpfungen der Architektur reich ist, so viele Erinnerungen an bedeutende weltgeschichtliche Ereignisse sich knüpfen und z. B. weit über die Grenzen unseres Vaterlandes die Erinnerung aller Gebildeten an diesem Wahrzeichen der Christenheit wie an einem Felsen im Meere die zweimal von Osten verheerend anstürmende Flut der Türkenbedrängnis zerschellen läßt.“<sup>42</sup>

Neuwirths Vokabular beschreibt viel eher einen nationalen Erinnerungsort als ein Gotteshaus: Der Dom ist ein „Gebiet“, dem das Häusermeer der Kaiserstadt zu Füßen liegt. Auch wer den Dom nicht selbst kennt, also nur vom „Hörensagen“, wie der Handwerker oder der „schlichte Landmann“, spricht von ihm mit bewundernder Scheu und zugleich mit dem „überquellenden Gefühle vaterländischen Stolzes.“ Mit dem Dom verknüpfen sich „Erinnerungen an bedeutende weltgeschichtliche Ereignisse“, vor allem – weit über die Grenzen des „Vaterlandes“ hinaus – die Erinnerung „aller Gebildeten“ an dieses „Wahrzeichen der Christenheit“, an dem, wie an einem Felsen im Meer die Flut der Türkenbedrängnis zerschellt ist. St. Stephan wird damit zum Ort einer Erinnerung, die nicht nur Wien und Österreich mit Stolz erfüllen kann, sondern darüber hinaus zu einem Ort, an dem die Erinnerung der „Christenheit“ selbst hängt, ein symbolischer Ort der Errettung vor der herandrängenden osmanischen Gefahr. Im Wesentlichen sind es also diese zwei Symbolgehalte, die mit St. Stephan verbunden werden – einmal das optisch alles überragende bauliche Signal, der einzigartige Turm, zum anderen hängt an St. Stephan die Erinnerung an die beiden erfolgreich bestandenen Belagerungen von 1529 und 1683. Man darf ferner nicht übersehen, dass die extreme Gefährdung des ganzen Wiener Stadtbildes durch den Dombrand im April 1945 eine überaus starke Identifikation der Wiener und der gesamten österreichischen Bevölkerung mobilisierte – damals erhielt der Dom seine gesamtösterreichische Symbolfunktion.

#### Der Dom als populärer Sakralort

Doch blieb es nicht bei den religiösen und herrscherlichen bzw. herrschaftlichen Zeichen sakraler und dynastischer Zentralität. Als überaus populärem Sakralort rankten sich um den Stephansdom bald auch Sagen und Legenden. Schon die Erbauung des ungeheuren Turmes schien so Manchen nur durch das Eingreifen über- oder unterirdischer Mächte möglich gewesen, daher die verschiedenen Teufelserzählungen im Zusammenhang mit den Meistern

---

<sup>42</sup> Josef Neuwirth, Das späte Mittelalter, in: Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn, hg. von Albert Ilg, Wien-Prag-Leipzig 1893, 93–164, hier 97.

des Dombaues (etwa mit Hans Puchsbaum), die Geschichte von der Kegelstatt in der Türmerstube und andere mehr.

St. Stephan hatte stets auch seine populären Heiligenfiguren, seine populären Orte religiöser Verehrung – innen im Dom und außen am Dom. Dazu gehört die Kapistran-Kanzel, auf der der begeisterte Prediger zum Kampf gegen die Osmanen aufgerufen haben soll – übrigens am selben Ort, an dem dann im 17. Jahrhundert Marco d’Aviano analoge Predigten hielt. Das wundertätige Marienbild Maria Pötsch wurde um 1700 aus dem ungarischen Pócs in den Stephansdom gebracht, weil hier der angemessenere Platz schien für ein solches Gnadenbild, dem übrigens das Verdienst für den Sieg des Prinzen Eugen bei Zenta 1697 über die Türken zugeschrieben wurde. Für die alltäglichen Probleme der kleinen Leute wiederum hatten der „Zahnweh Herrgott“ und die „Dienstbotenmadonna“ (eine im übrigen besonders schöne Madonnenstatue) zu sorgen.

Um beide Skulpturen ranken sich Geschichten, deren Alter ebenso wenig bekannt ist wie ein allfälliger unmittelbarer Anlass für ihre Entstehung. Der „Zahnweh Herrgott“, eine Ecce-homo-Darstellung, deren Original sich jetzt im linken Querhaus des Domes befindet, stand ursprünglich auf dem das Gotteshaus umgebenden Friedhof, nach dessen Aufhebung wurde es an der Außenseite des Ost-Chores situiert.<sup>43</sup> Der Name soll dem Bildstock von einer betrunkenen Gesellschaft gegeben worden sein, die über den Friedhof ritt. Sie begegneten der Skulptur, die mit einem Kranz dunkler Rosen gekrönt war, der mit einem unter dem Kinn gebundenen Seidenband unter dem Kinn zu einem Knoten befestigt erschien. Der Führer der Zechkumpanen höhnte die Statue, indem er rief: „Seht doch Freunde, dieser Herrgott hat Zahnweh!“ Kaum waren die Kerle zu Hause angekommen und in ihre Betten gekrochen, befahl sie ein immer stärker fühlbarer Zahnschmerz, der schließlich höllisch wurde und so lange anhielt, bis die Sünder vor dem „Zahnweh Herrgott“ Buße taten.<sup>44</sup>

Mit der „Dienstbotenmuttergottes“ verhielt es sich etwas anders.<sup>45</sup> Die Statue befand sich im Besitz einer ebenso frommen wie lästigen Gräfin, die ihre junge Zofe schon normalerweise heftig sekkierte, an einem bestimmten Tag aber, als sie einen wertvollen Ring nicht gleich finden konnte, sogar des Diebstahls bezichtigte. Das unschuldige Mädchen bat vor dem Hausaltar der Gräfin, auf dem eine Marienstatue stand, um Hilfe. Doch meinte die Gräfin

<sup>43</sup> Zur kunsthistorischen Bedeutung vgl. Lothar Schultes, Kat. Nr. 130, Sog. Zahnweh Herrgott, in: Gotik, hg. von Günter Brucher, 375. – Jetzt befindet sich das Original im Querschiff links, im Bereich des Nordturm-Erdgeschosses, außen am Dom ist eine Kopie angebracht.

<sup>44</sup> Stark gekürzt nach Hofmann, Legenden und Sagen vom Stephansdom, 99–109. Die Halbfigur dürfte um 1420/1430 entstanden sein.

<sup>45</sup> Zur kunsthistorischen Einordnung dieses „Hauptwerks der österreichischen Plastik“ in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vgl. Horst Schweigert, Kat. Nr. 72, Dienstbotenmadonna, in: Gotik hg. v. Günter Brucher, 326 ff.

höhnisch, das sei keine Muttergottes für Dienstboten, sondern nur für Adelige. Das Mädchen erneuerte seine Bitte. Der Kommandant der herbeigerufenen Wache bat schließlich die Gräfin, zu überlegen, ob sie am gestrigen Tag nicht Handschuhe angehabt hätte – und tatsächlich fand sich der Ring im Handschuh. Die Gräfin schenkte daraufhin die Marienstatue der jungen Magd und gab ihr noch hundert Gulden als Heiratsgut. Die junge Frau gab an ihrem Hochzeitstag die Muttergottesstatue der Kirche zu St. Stephan. Und dort spendete sie noch vielen Dienstboten Trost in ihren Leiden. So hielt der Dom für alle etwas bereit – für die hohen Herrschaften ebenso wie für das einfache Volk, für die Dynastie und für die Dienstboten.<sup>46</sup>

Nicht nur Heiligengestalten sind im und um den Dom zu sehen. Beim Bischofstor warnt noch immer eine Tafel vor der Verehrung der heidnischen „Tattermandln“, die hier hinter einem Gitter aufbewahrt wurden – nach einer Sage handelt es sich um drei kleine Teufel, Luziferl, Spirifankerl und Springinkerl, denen es gelungen war, in den Dom einzudringen und hier Unfug zu treiben.<sup>47</sup> Wie ja der Teufel um St. Stephan auch besonders umtriebiger war, ging ihm doch der gewaltige Sakralbau gehörig gegen den Strich. So versuchte er nicht nur die Seele des großen Dombaumeisters Hans Puchsbaum zu ergattern, sondern schickte, als der große Turm fast fertig war, einige Wetterteufel, um jenen durch Blitz, Donner und Sturm zu vernichten. Das gelang zwar nicht, aber das Wetter um St. Stephan wird bis heute von diesen Teufeln mitbestimmt – das weiß Jeder, der beim Weg am Dom vorbei aus irgendeinem unvermuteten Winkel von einem heftigen Windstoß angefallen wird.<sup>48</sup> Dass es mit dem Wetter um St. Stephan tatsächlich eine einige Bewandnis habe, erkannte schon ein einfühlsamer und genauer Beobachter wie Adalbert Stifter und widmete diesem Phänomen mehrere eigene Abschnitte in seinem hübschen Text über das Wiener Wetter. Nicht nur die heftigen, überraschenden und von allen Seiten kommenden Windstöße hat Stifter thematisiert, auch der dauerhafteste Schneehaufen Wiens, an der Nordostecke des Domes, fand seine Aufmerksamkeit.<sup>49</sup>

Für Generationen von Angehörigen der (Erz-)Diözese Wien bedeutete es zudem eine wichtige Erfahrung, in St. Stephan gefirmt zu werden. Heute ist das Sakrament der Firmung stark dezentralisiert. In früheren Zeiten firmten die Bischöfe (fast) nur in ihren Kathedralen. Das bedeutete zu Pfingsten immer einen ungeheuren Andrang von Firmlingen und Firmpaten

---

<sup>46</sup> Hofmann, *Legenden und Sagen vom Stephansdom*, 39 – 65. Nach einer anderen Deutung kam der Name von der ursprünglichen Situierung der Statue als Andachtsbild am ehemaligen Marienaltar im Frauenchor. Dort wurden die Frühmessen gelesen, die vor allem von Dienstboten besucht waren.

<sup>47</sup> *Magische Orte. Wiener Sagen und Mythen*. Ausstellungskatalog, hg. v. Reingard Witzmann, Wien 2004, 80 f.

<sup>48</sup> *Magische Orte*, 78.



(nur selten mehr hört man die schönen alten Worte „Göd“ oder „Godl“). Die Firmung in St. Stephan war die unerlässliche Voraussetzung für die das Religiöse nicht selten überwölbenden oder gar verdrängenden weltlichen Akzidentien – das weiße Kleid, die kunstvolle Locken-Frisur, bei den Buben oft der erste dunkle Anzug, die Fahrt mit dem geschmückten Zeugl auf den Kahlenberg oder in den Prater, die (goldene) Uhr als Patengeschenk, das Schnitzel, die Torte, das Ringelspiel, die (dann) fast unvermeidliche Übelkeit ... das war im oft recht bescheidenen Leben der meisten Menschen eine der wenigen „großen“ Erfahrungen, und sie war mit dem Dom verbunden.<sup>50</sup>

Schichten der Erinnerung:

Versucht man, das ungemein komplexe Erbe allein an intendierter, beabsichtigter Erinnerung, das in und um den Dom versammelt ist, ein wenig zu systematisieren, so werden sich mindestens folgende Schichten finden lassen.

### *Die religiöse Memoria*

Jede katholische Kirche ist nicht nur Versammlungsort der Gemeinde, die hier zur Meßfeier oder zu anderen Gelegenheiten zusammenkommt, sie ist auch Haus Gottes, Gotteshaus, da in der konsekrierten Hostie Gott real präsent ist. Diese Präsenz (in einem Sakramentshäuschen oder einem Tabernakel örtlich fixiert) wird durch das „Ewige Licht“ versinnbildlicht. Zu dieser zentralen Gegenwart Gottes führen zahlreiche religiöse Hilfsmittel hin – die Symbolik des Baues, Chor und Langhaus, eine ausgereifte und überall greifbare Zahlensymbolik, zahlreiche Heiligenfiguren und Bildnisse, Kruzifixe und Taufbecken, Kanzeln und Altäre. Das Hochaltarbild im Hauptschiff des Chores zeigt das Martyrium des heiligen Stephanus. Der Nordchor ist der Jungfrau Maria gewidmet („Frauenchor“), daher stehen hier an den Säulen auch mehrere Marienstatuen. Der ebenfalls Maria und einigen anderen heiligen Damen gewidmete „Wiener Neustädter Altar“ gehört freilich nicht zur ursprünglichen Ausstattung der Kirche.<sup>51</sup> Der Südchor gedenkt der zwölf Apostel, daher „Apostelchor“ (auch

---

<sup>49</sup> Adalbert Stifter, Wiener Wetter. In: Aus dem alten Wien 1841. Adalbert Stifters ausgewählte Werke in sieben Bänden, hg. v. Rudolf Fürst, Leipzig o.J., 117–135.

<sup>50</sup> Joseph Wechsberg, „Der Dom war mein Lehrer“. Eine kleine Geschichte des Wiener Stephansdomes, Wien 1982, 8.

<sup>51</sup> Die Presse vom 18. Dezember 1999, Spectrum, XII: Der Altar wurde 1447 für das Neukloster in Wr. Neustadt geschaffen und steht seit 1885 im Frauenchor des Stephansdomes. Gestiftet wurde er von Friedrich III. Nach den Untersuchungen von 1999 war der Altar doch ein einheitliches Kunstwerk, nicht zusammengestoppelt, wie man früher annahm. Die Tafeln des Altars seien eine visualisierte Allerheiligenlitanei. Die Gesamtzahl der Heiligen beträgt 72, darunter Morandus und Leodegar – sie galten als habsburgische Hausheilige. Dazu heilige Herrscher usw. Die Allerheiligenlitanei wurde von Friedrich III. sehr geschätzt!

„Friedrichschor“, nach dem Grab für Kaiser Friedrich III.). Überall an den zahlreichen Säulen des Domes stehen über den Besuchern Heiligenfiguren – ihre große Zahl erinnert an das Patrozinium Allerheiligen, das Herzog Rudolf IV. seinem an der Stephanskirche gegründeten Kapitel mit 24 Kanonikern gab. Unter den Heiligen kommen nicht wenige mehrfach vor: Christophorus, Maria, Margarete, Johannes der Täufer usw. Die Wiener haben ihre speziellen Heiligen, etwa den ansonsten wenig bekannten Judas Thaddäus, auch er ist in diesem Bataillon von Heiligen mindestens zweimal platziert.

Schon Rudolf IV. hatte aber auch die Ausstattung mit „Heiltümern“ (Reliquienschreinen) ebenso stürmisch wie systematisch vorangetrieben. Die jährliche „Heiltumsweisung“ (in Wien am ersten Sonntag nach Ostern, dem „Weißen Sonntag“) führte regelmäßig zu einem wahren Ansturm der Gläubigen (oder Abergläubischen), die wenigstens einen Blick auf die hochverehrten Reliquien werfen wollten, um auf diese Weise am Heil der Heiligen in irgendeiner Weise Anteil erhalten zu können. Eine eigene große Kapelle im ersten Stock des Westwerkes enthält diese Reliquiare. Das älteste Inventar der Reliquienschatzkammer stammt schon von 1393.<sup>52</sup> Im späten 15. Jahrhundert wurde für die Heiltumsweisung ein eigenes Bauwerk in der Nähe des Domes errichtet (Heiltumsstuhl). 1699 wurde es abgetragen. Es ist hier nicht der Ort, diese religiöse Memoria umfassend und genau zu analysieren (wir haben das inzwischen zumeist den Kunsthistorikern zu überlassen), allein die 107 Pfeilerfiguren zu benennen und zu beschreiben, wäre eine spannende Aufgabe.<sup>53</sup> Orte spezieller religiöser Memoria sind natürlich auch die zahlreichen Altäre, von denen es neben dem Hochaltar siebzehn gibt.<sup>54</sup> Dazu kommen noch die sechs Kapellen – im Erdgeschoß des Nordturmes die Barbara-, in dem des Südturmes die Katharinen- oder Taufkapelle (mit dem wunderschönen Taufbecken), ferner im Westwerk außen an die Heidentürme angebaut im Südwesten die Eligiuskapelle (ebenerdig) sowie die Bartholomäuskapelle (im ersten Stock), im Nordwesten die Kreuzkapelle (unten) und die Reliquienkapelle (oben). Die vier letzteren Kapellen haben nicht nur dem Westwerk eine besondere sakrale Bedeutung verliehen, sie leiten auch, über die spezielle Absicht, die mit ihrer Erbauung verbunden war, hinüber zu eine schon etwas mehr weltlichen Thema, zur Stifter- und Herrschermemoria.

---

<sup>52</sup> Abgedruckt in: Johann Weissensteiner, Quellen zur Geschichte der Reliquienschatzkammer des Wiener Stephansdomes, in: Arthur Saliger, Dom und Diözesanmuseum Wien, Wien 1987, XIV–XXI, hier XVI ff. („Hec sunt Reliquie Sancti Stephani Vienne date et collecte per serenissimum principem dominum Rudolfum, ducem Austrie, Stirie, Karinthie ac Carniole, comitem Tirolensem etc.“)

<sup>53</sup> Nachzulesen bei Gruber, Die Domkirche St. Stephan, 72 f.

<sup>54</sup> Ebd., 92.

*Grablege, Stiftermemoria und Gedächtnis der Stadt und des Landes*

Es sei „kaum mehr zweifelhaft, daß er den Dom wirklich zu einem Sammelpunkt landesgeschichtlicher und dynastischer Denkmäler auszugestalten suchte“, schrieb Alphons Lhotsky über Rudolf IV.<sup>55</sup> Als erstes Beispiel für diese Bestrebungen nennt Lhotsky den bereits mehrfach erwähnten Kolomans-Stein, hinter dem in einer Blei-Kassette ein Pergamentstreifen mit der Aufschrift „Lapis, super quem posuit fuit sanctus Cholomannus martir et est aspersus eius sanguine qui adhuc videtur“ gefunden wurde. Der Stein könnte 1361 hierher gebracht worden sein; Lhotsky vermutet einen gewissen Einfluß einer Venedig-Reise des Herzogs auf diese Aktion, war doch San Marco ein „Staatsheiligtum“ fast im antiken Sinne.

Im Mittelpunkt der Bemühungen, das Andenken an die Stifter im Gedächtnis zu halten, standen zunächst Herzog Rudolf IV. und seine Gemahlin Katharina von Luxemburg, Tochter Kaiser Karls IV. Im Portalgewände des Singertores treten beide in äußerst qualitätsvollen Skulpturen auf, der Herzog durch ein zweitürmiges Kirchenmodell als Stifter gekennzeichnet. Beide sind von eigenen Wappenträgern begleitet, die sichtlich unter der Last der großen Wappen und Helme mit Helmzier (bei Rudolf ein Pfauenstoß) leiden. Die Stifterfiguren wiederholen sich außen am Dom, an der Südwest- ebenso wie an der Nordwestkante, aber auch im Gewände des Bischofstores. Zur Stiftermemoria gehört auch das Epitaph des Herzogspaares, das sich jetzt im nördlichen Seitenschiff, rechts vom Wiener Neustädter Altar befindet. Es hat die einst in den aufsteigenden Nischen befindlichen Trauerfiguren (Professoren der von ihm gegründeten Universität!) im Laufe der Zeit eingebüßt, wahrscheinlich auch sonst einiges von seinem ursprünglichen Schmuck; immerhin sind die beiden Liegefiguren des Herzogspaares erhalten geblieben. Bestattet wurden sie unterhalb des Kenotaphs, in der Herzogsgruft. Hier, beim Grabmal, hing ursprünglich wohl auch das bekannte Porträt Herzogs Rudolfs IV., das älteste Herrscherporträt im heutigen Österreich (und weit darüber hinaus). Es befindet sich jetzt im Dom- und Diözesanmuseum, war aber bis ins 17. Jahrhundert als Eigentum des Domkapitels im Presbyterium des Domes aufbewahrt, unweit des Rudolfs-Grabmals, kam dann in die Schatzkammer, später ins Metropolitanarchiv und 1933 ins Dom- und Diözesanmuseum. Es dürfte zwischen 1360 und 1365 entstanden sein.<sup>56</sup>

Ebenfalls eine stiftende Funktion kam Kaiser Friedrich III. zu, durch dessen Initiative St. Stephan zur Kathedrale wurde. Unter ihm wurde auch mit dem Bau des Nordturmes

<sup>55</sup> Alphons Lhotsky, Wiens spätmittelalterliches Landesmuseum: Der Dom zu St. Stephan, in: Lhotsky, Aufsätze und Vorträge IV, 55–73, hier 57. Die Belege für das Folgende hier.

<sup>56</sup> Eine ausführliche Würdigung von bei Saliger, Dom- und Diözesanmuseum, Kat. Nr. 2, 3–9.

begonnen. An den Kaiser erinnert das überaus bedeutende Grabmal des Niclas Gerhaert von Leyden. Begonnen wurde es 1469, der Meister starb wohl 1487. Fertig wurde es erst 1513, damals wurde der Leichnam des Kaisers auch hier beigesetzt. Die großen Dimensionen ebenso wie die besonders reiche Ausschmückung des Grabes selbst, aber auch der es umgebenden Balustrade lassen die Intention sehr deutlich erkennen. An die Beisetzung des Kaisers 1493 sowie die seines Bruders Albrecht VI. 1463 im Jahre 1513 erinnern die ebenfalls im Wien Museum aufbewahrten Funeralwaffen der verschiedenen habsburgischen Länder, die 1873 von Kardinal Othmar Rauscher der Stadt Wien übergeben wurden. Sie hingen vorher Jahrhunderte lang im Inneren des Domes.<sup>57</sup>

Nicht nur diese beiden Herrscher, sondern auch ältere Vertreter des „Hauses Österreich“ sollten im Dom erinnert werden. So sind auf einigen im Wien Museum erhaltenen Glasmalereien Abbildungen früher Habsburger überliefert.<sup>58</sup> Die jedenfalls vor 1395 entstandenen Glasmalereien schmückten ursprünglich die Bartholomäus- oder Herzogenkapelle. Neben religiösen Motiven (Anbetung der Heiligen drei Könige, Steinigung des Stephanus) waren hier König Rudolf von Habsburg und sein Sohn König Albrecht I, dargestellt, der letztere mit insgesamt sechs Söhnen, schließlich Herzog Albrecht II. mit seinen vier Söhnen, von denen Rudolf IV. der älteste war. Ferner erinnern ursprünglich am Südturm befindliche, jetzt ebenfalls im Wien Museum aufbewahrte überlebensgroße Monumentalskulpturen an die Stifter, Rudolf IV. und Katharina von Böhmen, an den Vater Rudolfs IV., Herzog Albrecht II., der den „albertinischen“ Chor fertigstellen ließ, und an Rudolfs Schwiegervater, Kaiser Karl IV.<sup>59</sup>

Stiftermemoria und religiöse Memoria sind freilich nicht immer zu trennen: Das Patrozinium Allerheiligen erinnert an den Geburtstag Rudolfs IV., und die Katharinenkapelle an den Namen seiner Gemahlin, Katharina von Böhmen.

Als Begräbnisstätte Rudolfs IV., Friedrichs III. und einiger anderer Mitglieder der Herrscherdynastie erhielt St. Stephan nach dem Vorbild von St Denis noch mehr den Charakter eines zentralen heiligen Ortes. Allerdings wurde St. Stephan kein österreichisches St. Denis: Die Herrschaftsteilungen der Habsburger sowie die Ausweitung ihrer Herrschaft führte zu neuen Begräbnisstätten – Stams in Tirol, Graz und Seckau, Prag. Und als sich Wien ab 1612 als Residenzstadt stabilisierte, entstand eine neue Grablege von großer

---

<sup>57</sup> Robert Waissenberger, Schausammlung des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien 1984, 40 ff, Kat. Nr. 1/77. Vgl. ferner Hans Peter Zelfel, Ableben und Begräbnis Friedrichs III., Wien 1974.

<sup>58</sup> Ebd., 31 ff, Kat. Nr. 1/49.

<sup>59</sup> Ebd., 27 ff., Kat. Nr. 1/43. .

Dauerhaftigkeit: die Kapuzinergruft, in der die Habsburger und Habsburg-Lothringer seit Kaiser Matthias (+ 1619) ihre letzte Ruhestätte fanden.

Noch ein symbolisch wichtiges Grab kam später dazu: Das des Prinzen Eugen (in der Tirna-Kapelle); es befindet sich in unmittelbarer Nähe des Grabsteines von Johannes Cuspinian, eines jener nicht allzu häufigen bedeutenden Wiener Humanisten. Der Prinz starb in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1736 und wurde in St. Stephan bestattet. Das Grabmonument wurde 1754 von den Erben in Auftrag gegeben und errichtet.<sup>60</sup> Eigenartiger Weise fand man bei der Öffnung des Grabes im späten 20. Jahrhundert auch eine Urne, deren Aufschrift verkündet, hier sei das Herz des Prinzen beigesetzt.<sup>61</sup>

### *Gedenkort für Prominente und weniger Prominente*

Neben der Herzogsgruft (das Grabmal im Frauenschiff ist eine Tumba), in der neben Rudolf auch einige andere Mitglieder der Herrscherfamilie ihre letzte Ruhestätte fanden, dem Friedrichsgrab und dem Grabmal für Prinz Eugen diente der Stephansdom aber auch für zahlreiche Andere, Prominente und weniger Prominente, als Grabstätte. Nicht nur die Dynastie benützte St. Stephan als Begräbnisstätte. Offenbar war es geradezu eine Prestigesache, bei St. Stephan begraben zu sein. Man kennt inzwischen die gewaltige Anzahl von 930 bis 950 (meist Grab-) Inschriften zwischen dem 13. Jahrhundert und 1683. Die hier vorkommenden Namen lesen sich wie ein „Who is who“ der Wiener Stadtgeschichte.<sup>62</sup> Schon aus dem 14. Jahrhundert datiert das im Wien Museum erhaltene Epitaphium eines unbekanntem Wiener Arztes. Es stammt von einem veronesischen, Pisanello nahestehenden Künstler und ist zweifellos eine kunsthistorische Besonderheit. Dafür begann sich jetzt das städtische Bürgertum immer stärker mit dem Kirchenbau zu identifizieren. Als erstes bemerkenswertes Zeugnis dieser Identifikation nannte Lhotsky eine in eine Marmorplatte des Fußbodens im Apostelchor eingelassene Messingplatte mit einer Gedenkinschrift für den 1408 enthaupteten Bürgermeister Konrad Vorlauf und zwei mit ihm hingerichtete Ratsherren. Der Gedenkstein dürfte 1430 gesetzt worden sein. Schon vorher hatte die Familie Vorlaufs eine Statue der Schutzmantelmadonna gestiftet, die, mit dem Vorlauf'schen Wappen versehen, bis heute den Dom ziert. Im 15. Jahrhundert wurde der Apostelchor auch zur Grabstätte mehrerer Professoren der von Rudolf IV. 1365 gestifteten und durch Albrecht III.

<sup>60</sup> Gottfried Mraz, Prinz Eugen. Ein Leben in Bildern und Dokumenten, München 1985, 230–234.

<sup>61</sup> Karl Michael Kisler, Prinz Eugens Herz ist in Wien geblieben, in: Kalender für Blindenfreunde des Österreichischen Blindenverbandes 1990. Bei Renovierungsarbeiten in der Kreuzkapelle wurde der Gruftdeckel zur Gruft Eugens abgehoben. Dabei fand man nicht nur drei Särge, sondern auch eine Urne mit dem Herzen des edlen Ritters. (sollte eigentlich in Turin sein!).

1483 tatsächlich ins Leben getretenen Universität. Lhotsky verwies auf eine im Jahre 1460 in der Theologischen Fakultät stattgehabte Diskussion, in der es um die Gemälde bei den alten Professorengräbern ging, die zu restaurieren waren. Das ist ein bemerkenswerter Hinweis auf die Tatsache, dass etwa eine Generation nach der Entstehung des Porträts Rudolfs IV. nicht nur bereits Porträts von Gelehrten angefertigt wurden, sondern dass sie auch in der Stephanskirche wohl über den dazugehörigen Gräbern aufgehängt wurden. Als die endgültige Beisetzung des Leichnams Friedrichs III. im neuen Grab bevorstand, wurden die Gräber der Professoren aufgelassen und ihre Gebeine exhumiert. In die Reihe der „Landesdenkmäler“ reiht Lhotsky auch das sogenannte Neidhartsgrab ein. Es dürfte ursprünglich nicht bei St. Stephan aufgestellt gewesen sein, wurde aber um 1370 dorthin übertragen. Neidhart, genannt Neidhart Fuchs, war ein Spaßmacher am Hofe des „fröhlichen“ Herzogs Otto, der gemeinsam mit dem Pfaffen von Kahlenberg für die oft nicht sehr zimperliche Unterhaltung auf jenem Hofe zuständig war.<sup>63</sup> Während Neidhart stets mit den Bauern auf Kriegsfuß stand, machte der Pfaffe vom Kahlenberg über jedermann seine Scherze.<sup>64</sup> Jüngste Untersuchungen stellten fest, dass die alte Streitfrage, ob hier wirklich Neidhard von Reuenthal oder Neidhard Fuchs begraben sei, gar nicht entscheidbar sei, denn das Grab enthalte zwei Skelette.<sup>65</sup> Am bzw. im Stephansdom verewigt sind aber auch bekannte Zelebritäten der Wiener Gesellschaft aus mehreren Jahrhunderten. So der Humanist Conrad Celtis, oder Johannes Spießhaimer (Cuspinian), dessen behütetes Porträt gleich mit vier Büchern verziert ist, wohl um den Gelehrten (der u.a. auch Rektor der Wiener Universität war) ja zu verdeutlichen.<sup>66</sup> Auch aus der Barockzeit sind zahlreiche Epitaphien sowohl im Innern wie noch mehr außen am Dom angebracht. Im Dome wurden zahlreiche Bischöfe, Domherren und Theologen bestattet. Das interessanteste Renaissance-Epitaph erhielt Bischof Georg Slatkonja, im nördlichen Seitenschiff, angeblich von Loya Hering. Das zerfurchte, sorgenvolle Gesicht des

---

<sup>62</sup> Renate Kohn, Der Wiener Stephansdom als „österreichisches Pantheon“. Ein sensationeller Handschriftenfund im Oberösterreichischen Landesmuseum, in: Wiener Geschichtsblätter 56 (2001), 347–355.

<sup>63</sup> Das Original im Wien-Museum, am Dom selbst nur mehr eine Kopie, vgl. Waissenberger, Schausammlung, 33, Kat. Nr. 1/54.

<sup>64</sup> Zu Neidhart vgl. Erhard Jöst, Zwei Wiener Schwankhelden aus dem Spätmittelalter, in: Wiener Geschichtsblätter 41 (1986), 101–114.

<sup>65</sup> Zum Neidhartsgrab vgl. Hedy Grolig, Zwei Sänger und ein Grab zu St. Stephan, in: Die Presse, 16. April 2002, 24: Untersuchungen des Anthropologen Karl Großschmidt (Inst. f. Histologie der Universität Wien) ergaben, dass im Grab die Überreste von zwei Männerskeletten enthalten waren. Das eine stammt aus der Zeit zwischen 1340 und 1400 und ist einem Mann von etwa 35 bis 40 Jahren zuzuordnen, das andere einem Mann von 45 bis 55 Jahren, aus der Zeit zwischen 1100 und 1260. Das letztere könnte Neidhart von Reuenthal zugeordnet werden, das erstere Neidhart Fuchs, dem Spaßmacher am Hofe Ottos des Fröhlichen (1301 – 1339). Die gemeinsame Bestattung könnte auf Rudolf IV. zurückzuführen sein. Im Jänner 2002 wurden die Gebeine wieder bestattet, im April 2002 wurde das restaurierte Neidhartsgrab wieder enthüllt. Neidhart Fuchs war übrigens Hausbesitzer in Wien, Petersplatz 11.

<sup>66</sup> Ilse E. Friesen, Die Humanisten-Epitaphien im Dom zu St. Stephan, in: Wiener Geschichtsblätter 44 (1989), 53–77.

alten Bischofs ist zweifellos eine besondere Leistung. Aber auch Bischof Johann Fabri (1530 – 1541) erhielt eine ausdrucksvolle Grabplatte. Daneben existieren noch mehrere Epitaphien für andere Bischöfe, Domherren und (Theologie-) Professoren.<sup>67</sup>

Zwei Gesichter prägen sich wohl jedem Besucher des Domes ein: Zunächst einmal der sogenannte „Fenstergucker“ am Fuße der berühmten Kanzel, der meist fälschlich mit dem am Orgelfuß porträtierten „M.A.P.“ als Meister Anton Pilgram identifiziert wird. Pilgram arbeitete spätestens seit 1512 am Stephansdom und verstarb 1517. Ob er tatsächlich auf beiden Porträtskulpturen dargestellt ist?<sup>68</sup> Die Kanzel wird heute deutlich früher datiert und eher mit dem Künstler des Friedrichsgrabes, Niclas Gerhaert van Leyden, in Verbindung gebracht. Außen am Dom befindet sich, im Bereich des Südturmes, das wie ein Epitaph gestaltete Denkmal für den Dombaumeister Friedrich v. Schmidt (1825-1891).

Neben diesen und vielen anderen „Promis“ lagen und liegen unter dem Dom und auf dem alten Stephansfriedhof tausende andere Wienerinnen und Wiener begraben. Ihre Skelette ruhen vielfach in den so genannten „Katakomben“, denen (wieder!) Adalbert Stifter eine ebenso detaillierte wie schaurige Beschreibung gewidmet hat.<sup>69</sup> Die vor einigen Jahren durchgeführten archäologischen Grabungen ergaben eine enorme Belagsdichte für die Begräbnisstätte unter dem Dom: Alle 20 Zentimeter wurden zwischen 35 und 45 Skelette (!) gefunden.<sup>70</sup> Die düsteren Katakomben wurden nach dem 2. Weltkrieg umgestaltet, heute befindet sich unter dem Friedrichschor die Bischofsgruft, unter dem Querhaus entstand ein Lapidarium als Unterkirche, auch die Herzogsgruft wurde restauriert.<sup>71</sup>

### *Die Türkenmemoria*

Es ist nicht zu verwundern, dass die ursprünglich auf der Turmspitze des Hohen Turmes angebrachten Zeichen – eine Mondsichel und eine achtstrahlige Sonne, sie symbolisierten die höchsten Gewalten der Christenheit, Papsttum und Kaisertum – mit der Türkengefahr verbunden wurden. Die Wiener glaubten, man müsse diese Symbole entfernen, da sie ansonsten immer wieder die Osmanen anlocken würden. Auch in türkischen Erzählungen tauchte der Halbmond auf dem Stephansturm auf, der auf Geheiß des Sultans Süleyman dort

<sup>67</sup> Friesen, Humanisten-Epitaphien.

<sup>68</sup> In einer eindringlichen Analyse verneinte Arthur Saliger diese Identität. Er datiert die Kanzel zeitlich eher um 1470/80 und in den Umkreis des Niklas Gerhaert van Leyden, der ja in Wien am Friedrichsgrab gewirkt hat. So kann der „Fenstergucker“ keinesfalls Anton Pilgram sein. Vgl. Arthur Saliger, Zur Frage der künstlerischen Autorschaft der Kanzel im Stephansdom in Wien, in: Wiener Geschichtsblätter 47 (1992), 181–197.

<sup>69</sup> Adalbert Stifter, Aus dem alten Wien. Ein Gang durch die Katakomben, in: Adalbert Stifters ausgewählte Werke in sieben Bänden, hg. v. Rudolf Fürst, 7. Bd., Leipzig o.J., 4–20.

<sup>70</sup> Isabella Marboe, Geheimnisvoller Steffl, in: Furche Nr. 15 vom 12. April 2001, 17.

angebracht worden sein soll. Während der Belagerung von 1683 gelobte Kaiser Leopold I., den „Mondschein“ durch das Kreuz zu ersetzen. Das 1687 tatsächlich montierte Kreuz blieb an der Turmspitze bis zur Restaurierung von 1840. 1842 wurde ein neues Kreuz (aus dem Doppeladler herauswachsend) montiert, das bei der bald wieder erforderlichen Neugestaltung des Turmes 1860 entfernt wurde. Es befindet sich heute im Wien Museum und wurde durch ein gleichartiges Stück ersetzt.<sup>72</sup> Bald nach der glücklich überstandenen Belagerung wurde im Dom eine der großen erbeuteten Fahnen des türkischen Heeres aufgehängt.<sup>73</sup> Dass der Stephansturm fast auf all den zahlreichen Stichen einen zentralen Platz einnimmt, die das Geschehen von 1683 thematisierten, versteht sich von selbst.<sup>74</sup>

Im Wiener Dom- und Diözesanmuseum wird jenes Modell für ein Türkenbefreiungsdenkmal aufbewahrt, das Edmund von Hellmer 1883 im Rahmen eines vom damaligen Unterrichtsministerium ausgeschriebenen Wettbewerbes anfertigte und das auch einstimmig für die Realisierung bestimmt wurde. Es erscheint eigentümlich, dass dieses Denkmal zwar barocken Altären nachempfunden war, jedoch ausschließlich nicht-sakrale Gegenstände enthielt – Figuren von wichtigen Persönlichkeiten der Belagerung von 1683 (Kaiser Leopold I., Graf Rüdiger von Starhemberg, Bischof Kollonitsch, Bürgermeister Liebenberg) oder Sieges-Allegorien (eine „Victoria“). Die alle kirchlichen Belange vollkommen vernachlässigende Planung erregte lebhaften Widerstand in kirchlichen Kreisen, weshalb die Ausführung gegenüber dem Modell auch verändert wurde: Nicht mehr Kaiser Leopold bekrönte die ganze Szenerie, sondern eine Maria Immaculata, flankiert von den knienden Figuren von Kaiser und Papst.<sup>75</sup> So wurde es umgesetzt und gelangte im Innern des Stephansturmes, an dessen Westwand im Erdgeschoss zur Aufstellung. Durch den Brand vom April 1945 stark beschädigt, sind heute nur noch einzelne Skulpturen am ursprünglichen Anbringungsort erhalten.<sup>76</sup>

An die Türkenkriege erinnert jedoch nicht nur dieser Torso eines historistischen Denkmals. Außen am Dom, genauer am Chor des nördlichen Seitenschiffes, befindet sich die sogenannte Capistran-Kanzel. Sie erinnert an den Franziskaner-Mönch Giovanni da Capistrano, der hier 1451 gegen die Türken gepredigt haben soll. Der Mönch hat die Rückeroberung von Belgrad 1456 mit seinen temperamentvollen Predigten begleitet. Die barocke Apotheose Capistrans

---

<sup>71</sup> Viktor Flieder und Franz Loidl, *Stephansdom. Zerstörung und Wiederaufbau. Chronik und Dokumentation*, Wien 1978, 2. aktualisierte Aufl. unter dem Titel *1945 – Chronologie einer Zerstörung – Der Dom zu St. Stephan*, Wien 2000, 75–78.

<sup>72</sup> Robert Waissenberger, *Schausammlung Historisches Museum der Stadt Wien* (Wien 1984)

<sup>73</sup> Lhotsky, *Dom zu St. Stephan*, 72.

<sup>74</sup> Waissenberger, *Schausammlung*, Kat. Nr. 2/61 ff.

<sup>75</sup> Saliger, *Dom- und Diözesanmuseum*, 288 ff., Kat. Nr. 276.

<sup>76</sup> Flieder und Loidl, *1945 – Chronologie einer Zerstörung*, 45.



wurde Jahrhunderte später (1738) errichtet. Die Kanzel dürfte wohl eine Heiltums-Kanzel gewesen sein, der Heiltums-Weisung, dem Herzeigen der Reliquien gewidmet. In der Tradition dieses Franziskaners stand um das „Türkenjahr“ 1683 sein Ordensbruder Marco d’Aviano (begraben in der Wiener Kapuzinerkirche). Eine besondere Erinnerung an 1683 bewahrt das „Starhemberg-Bankerl“, über dem ersten Geschoß des Südturmes. Von hier aus beachtete der Kommandeur der Verteidigungstruppen, Rüdiger Graf Starhemberg, die Bewegungen des türkischen Heeres. Vom Stephansdom stiegen in den Tagen unmittelbar vor dem Entsatz Raketen auf, um den heranrückenden Entsatzkräften die prekäre Lage zu verdeutlichen.<sup>77</sup>

Insgesamt galt der Dom als *das* Symbol der zweimal siegreich überstandenen Belagerungen, von 1529 und 1683.

#### *Die Ansicht des Domes als berühmteste Wien-Vedoute*

Die heute von mindestens jedem japanischen Besucher vorgenommene Filmaufnahme in Wien ist der berühmte Blick vom Beginn (oder Ende) des Grabens bzw. dem Stock-im-Eisen-Platz auf den Stephansturm. Wenn schon nicht der Erfinder, so war Rudolf von Alt doch einer der eifrigsten Maler dieser inzwischen in der Tat zur Wien-Ikone schlechthin erstarrten Ansicht. Aber sie ist keineswegs „uralte“. Sie wäre vor den Veränderungen, die die Innenstadt im 18. und 19. Jahrhundert erlebte, so nicht möglich gewesen. Mit der Schleifung des Heiltumsstuhles 1699 und der Auflassung des Stephansfreithofes, des alten Friedhofes um den Dom im Jahre 1732 begann eine lange Reihe baulicher Veränderungen, die den Dom zunehmend frestellten. In den 1780er-Jahren wurde die Magdalenenkapelle mit der Virgilkapelle abgetragen, 1792 verschwanden die der Westfront des Domes gegenüberliegenden Häuser der Sänger, Kirchendiener usw., so dass Kaiser Franz II. (als österreichischer Kaiser Franz I.) nach seiner Rückkehr von der Kaiserkrönung in Frankfurt erstmals die freie Aussicht auf die Westfassade des Domes genießen konnte.<sup>78</sup> Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ganze Areal westlich des Domes radikal neu gestaltet wurde und die alten Häuser der Brandstätte geschleift wurden, hatte man vorübergehend sogar einen ganz ungewöhnlichen Blick auf die Westfassade des Domes.<sup>79</sup>

<sup>77</sup> Gruber, Die Domkirche St. Stephan, 23.

<sup>78</sup> Alt-Wien. Die Stadt, die niemals war, hg. von Wolfgang Kos und Christian Rapp, Wien 2004.

<sup>79</sup> Ebd., 382, Kat. Nr. 5.1.23 (Aquarell von Emil Hütter, 1875). Diesen Blick gab es erst wieder 1945, als die Häuser auf dem Stephansplatz, gegenüber den Heidentürmen, ausgebrannt waren.

Erst durch die Verbindung des Grabens mit dem Stock-im-Eisen-Platz sowie des letzteren mit dem Stephansplatz durch die Schleifung einiger weiterer Häuser 1866<sup>80</sup> ist der berühmte Blick endgültig eröffnet worden. 1895 wurde das weit in den Stock-im-Eisen-Platz hineinragende Lazansky-Haus abgerissen. Das an seiner Stelle erbaute Haus mußte sich mit einem kleineren Grundriss begnügen, denn man wollte nun den Anblick des Stephansturmes vom Graben aus für alle Zeiten frei halten. „Sein Wien mit dem Stephansturm“ habe Alt am liebsten gemalt, berichtet Josef Engelhart in seinen Lebenserinnerungen.<sup>81</sup> Alt selbst bezeichnete sich als „Alt-Wiener“, der sich gegen die „Verschandelung“ der Stadt aussprach.<sup>82</sup> Sein schon 1834 entstandenes Ölbild „Der Stephansplatz“, gemalt vom Stock-im-Eisen-Platz aus (damals noch mit dem Lazansky-Haus und daher relativ schmalem Durchblick auf den Dom), war wohl das Urbild der zahlreichen bis heute üblichen Stephansdom und -turm-Abbildungen.<sup>83</sup> In den massenhaft verbreiteten Radierungen Luigi Kasimirs fand diese Ansicht vieltausendfache Verbreitung.<sup>84</sup>

*Der Dom im Gedächtnis der Zweiten Republik: Widerstand und Wiederaufbau*

Das rechts vom Riesentor eingravierte „05“ (als Zeichen für „Oe“, Österreich) symbolisiert den österreichischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Es soll am 10. April 1945 dort aufgetaucht sein, zunächst nur provisorisch eingeritzt, heute professionell eingetieft.<sup>85</sup> Dieses Zeichen erinnert aber nicht nur an die gegen das Kriegsende sich formierenden Widerstandskräfte, sondern auch daran, dass der Dom von St. Stephan Schauplatz einer der größten Demonstrationen gegen den Nationalsozialismus war, die es im „Großdeutschen Reich“ Hitlers je gegeben hat. Am Abend des 7. Oktober 1938 (Herz-Jesu-Freitag im Oktober) trafen sich hier etwa 7.000 katholische Jugendliche zu einer Jugend-Feierstunde. Kardinal Theodor Innitzer fand – hingerissen von der großen Zahl derer, die gekommen waren, und von der widerständig-feierlichen Stimmung – bewegende Worte: „Eure Verbände und Bünde hat man euch zerschlagen, eure Fahnen hat man euch weggenommen [...] Und doch habt ihr viel gewonnen: das Wissen um die feste Gemeinschaft junger Christen.“ Und, den Führerkult des Nationalsozialismus zugleich paraphrasierend und negierend: „Christus ist

<sup>80</sup> Renata Kassal-Mikula, Alt-Wien unter dem Demolierungskrampe, in: ebd., 46–61, hier 47: Abbildung der Abbrucharbeiten zwischen Graben und Stock-im-Eisen-Platz. Der Blick auf den Stephansturm ist immer noch durch das Lazansky-Haus verstellt. Zu dessen Abtragung 53.

<sup>81</sup> Josef Engelhart, Ein Wiener Maler erzählt. Mein Leben und meine Modelle, Wien 1943, 101.

<sup>82</sup> Elke Doppler, Die Jäger der verlorenen Schätze. Wiener Vedutenmalerei von 1870 bis 1910, in: Alt-Wien, hg. von Wolfgang Kos und Christian Rapp, 123–133, hier 133.

<sup>83</sup> Waissenberger, Schausammlung, 211, Kat. Nr. 3/41.

<sup>84</sup> Catherine Tessmar, Kistenweise Romantik. Kasimir und die Popularisierung des Wien-Bildes, in: Alt-Wien, hg. von Wolfgang Kos und Christian Rapp, 250–257. Der Stefansturm, vom Graben aus gesehen (252) und als Fotografie (253); zum Bezug Kasimir – Rudolf v. Alt 254.

unser Führer und König.“ Die jungen Leute waren begeistert. Endlich hatte der Kardinal, der vor der Volksabstimmung vom 10. April 1938 noch empfohlen hatte, mit „ja“ zu stimmen, ein eindeutiges Signal gesetzt. „Wie ein gewaltiger Sturm hallen die Lieder und Gebete durch den weiten Raum.“ Nach der Feier drängten sich die jungen Leute auf dem Stephansplatz, vor dem Erzbischöflichen Palais. Und wieder wandelten die Rufe die Parolen der Nazis ab: „Wir danken unserm Bischof!“ oder: „Wir wollen unseren Bischof sehen!“, oder „Bischof Heil!“ Schließlich zeigte sich Innitzer am Fenster, erst gegen 10 Uhr abends zerstreute sich die Menge.<sup>86</sup> Am nächsten Tag folgte der Gegenschlag: HJ-Gruppen überfielen das Erzbischöfliche Palais und das Curhaus, misshandelten Geistliche und zerstörten die Einrichtung. Der Kardinal wurde rechtzeitig versteckt. Mehrere der „Innitzer-Gardisten“ wanderten auf Jahre in Konzentrationslager.<sup>87</sup> So ist mit dem Stephansdom auch die Erinnerung an katholisch-österreichische Widerständigkeit und Nicht-Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus verbunden. Aber wohl noch wichtiger für den österreichischen Konsens der Zweiten Republik wurden Zerstörung und Wiederaufbau des Domes. Der Brand des Domes war für alle Zeitgenossen, die ihn erlebten, die Katastrophe schlechthin. Schon am 8. April schlug eine russische Bombe ins rechte Seitenschiff des Langhauses ein, doch nur mit geringer zerstörender Wirkung. Es hatte kleinere Brände im Bereich des Nordturmes und des hohen Turmes gegeben, sie konnten von einer Handvoll Männern (und einer Frau) mit Wassereimern noch gelöscht werden. Schon an diesem Tag war der unausgebaute Nordturm, noch dazu versehen mit einem Baugerüst, die Schwachstelle. Vom Funkenflug von brennenden Häusern auf dem Platz wurde dieses Baugerüst immer wieder in Brand gesetzt, aber noch konnten alle Brände gelöscht werden. Die Feuerwehr war zwar von den abziehenden Deutschen mitgenommen worden – aber den Turmwächtern von St. Stephan, die zum Personal der Wiener Feuerwehr gehörten, gelang es, zum Dom zurückzukehren.<sup>88</sup> Am 11. April – die Innenstadt stand bereits unter sowjetischer Kontrolle – begann heftiges Feuer durch deutsche Batterien von jenseits der Donau. Sie trafen mehrfach

---

<sup>85</sup> 1945 – Chronologie einer Zerstörung, 142, Abb. 8.

<sup>86</sup> Nach einer Aufzeichnung von einem Teilnehmer des Festes, abgedruckt in: Flieder und Loidl, 1945 – Chronologie einer Zerstörung, 120 f.

<sup>87</sup> Hermann Lein, Als Innitzergardist in den Konzentrationslagern Dachau und Mauthausen, Wien 1997. – Lein war gar nicht am Stephansplatz gewesen. Er fuhr erst am nächsten Tag mit dem Rad dorthin, um zu sehen, was los war. Dort sah er die Zerstörungen am Erzbischöflichen Palais und rief aus plötzlichem Ärger: „Heil Innitzer!“ Das genügte, rasch wurde er verhaftet und nach längerer Polizeihaft nach Dachau und schließlich nach Mauthausen verbracht.

<sup>88</sup> Zwei Turmwächter, Raimund Suchy und Leopold Meister, kehrten gegen den Befehl von Stockerau aus mit einigen anderen Feuerwehrleuten nach Wien zurück und bezogen wieder Posten auf dem „Steffel“. In der Folge leisteten sie entscheidende Hilfe bei der Bekämpfung der zahlreichen Brandquellen, bis auch sie schließlich kapitulieren mussten. Der eindringliche Bericht Meisters abgedruckt in: Flieder und Loidl, 1945 – Chronologie einer Zerstörung, 101 – 113.

das Dach, auch den Turm, doch nicht entscheidend.<sup>89</sup> Viel gefährlicher jedoch wurden jene Brände, die von Plünderern gelegt wurden, die jetzt die Innere Stadt durchzogen. Von den brennenden Häusern des Stephansplatzes ging ein wahrer Funkenregen auf den Dom nieder. Noch immer konnten kleinere Feuer gelöscht werden, doch als am 12. April das auf dem Nordturm nun wieder verstärkt ausbrach, waren die Mittel der Gegenwehr erschöpft. Die Flammen ergriffen den Dachstuhl des Nordturmes, er stürzte brennend ins Innere. Brennende Balken des Nordturmdachstuhles fielen auf das Dach des Domes und setzten ihn in Brand. Um 11 Uhr vormittags stand bereits der ganze Mittelteil des Dachstuhles in Brand, der griff rasch auf den Glockenstuhl des Süd-Turmes über. Die Pummerin stürzte ab und zerschellte. Die Orgel brannte, und mit ihr brannte die ganze große Westempore aus, auch die Heidentürme. Der ganze Dachstuhl sank brennend in sich zusammen, doch die wunderbare Baukunst der Meister der Gotik hatte die Gewölbe so konstruiert, dass sie auch das aushielten. Am Freitag, dem 13. April um 4 Uhr 15 in der Früh stürzte aber eine der beiden – jetzt freistehenden – die Gewölbe hoch überragenden Ziegelmauern zwischen dem Mittelschiff und dem südlichen Seitenschiff des Chores um und durchschlug die Gewölbe des Mittel- und des südlichen Seitenschiffes. „Die Katastrophe war vollständig.“<sup>90</sup> Immerhin blieb der Marienchor erhalten, und das ganze Quer- und Langhaus. Die Türme waren teilweise ausgebrannt, aber sie standen. Zentrale Kunstwerke waren in Sicherheit gebracht oder ummauert worden (wie die Kanzel oder das Friedrichsgrab). Einiges war unwiederbringlich zerstört, so das gotische Chorgestühl im Mittelschiff des albertinischen Chores. Rund ein Drittel des Kirchengebäudes war ausgebrannt, doch die Wände und Pfeiler standen ebenso wie die Türme. Zwar waren die vier größten Glocken zerstört, doch fünf waren erhalten geblieben, sie erklangen zu Weihnachten 1945 zum ersten Male nach dem Krieg wieder.

Sogleich ging man an die Arbeit: Am 18. April wurden die abgestürzten Luster im Langhaus geborgen, am 23. April (dem Tag der Domweihe!) begannen die Aufräumarbeiten. Zunächst hatte man die erhaltenen Teile zu sichern. Das Langhaus wurde gegen den Chor provisorisch abgemauert, und in diesem rückwärtigen Teil (Querhaus - Langhaus) konnte ab 19. Dezember 1948 wieder Gottesdienst gefeiert werden. Dann begann die Renovierung der eingestürzten Teile des albertinischen Chores. Hier wurde am 5. Oktober 1951 der

---

<sup>89</sup> Der deutsche Artillerie-Hauptmann Gerhard Klinkicht hatte den Befehl erhalten, von Floridsdorf aus den Turm zusammenschießen, doch ließ er gezielt daneben schießen. Er ist zweifellos ein Retter des Stephansturmes (Flieder und Loidl, 1945 - Chronologie einer Zerstörung, 34).

<sup>90</sup> Jörg Mauthe, Als der Dom in Flammen stand... Die Wahrheit über den Brand von St. Stephan von Dr. Jörg Mauthe, in: Der Dom zu St. Stephan. Festschrift zur Wiedereröffnung des albertinischen Chors A.D.1952, Wien o.J. 15 f.

Schlussstein gesetzt. Der Dom war wieder der alte. Doch nicht ganz: Gegenüber dem „alten“ Steffel war er heller, wohl auch optisch weiter, weil besonders im Chorbereich gewisse Einbauten nicht mehr wiederhergestellt wurden. Heller war er, weil an die Stelle der alten dunklen Glasfenster (die nur in Resten erhalten sind, etwa im rechten vorderen Fenster des Chor-Mittelschiffes) zwar mehrfarbige, aber helle Glasfenster eingebaut wurden. Man hatte aus der Not eine Tugend gemacht, und überall pastellgetönte Gläser zusammengekauft, vor allem von einer Firma, deren Lagerplatz von Bomben getroffen war. Diese Gläser wurden in kleine viereckige Scheiben geformt und eingeschnitten (so konnte man auch Bruchglas verwenden). Das von der altrenommierten Firma Geyling und dem Dombaumeister Holey entworfene Provisorium erwies sich als ebenso günstig wie haltbar.<sup>91</sup>

Gerade durch seine Zerstörung und Wiederherstellung erhielt der Dom eine besondere, zusätzliche Bedeutung. Aus dieser Zeit stammt das ebenso resignative wie optimistische Wiener Lied „Wann der Steffel wieder einmal wird so wie er war“ (von Hans Lang und Erich Meder). Er wurde jetzt zum Symbol für die Zweite Republik, die aus Schutt und Zerstörung erstand – nicht nur einer Zerstörung von Baulichkeiten, sondern auch einer Zerstörung von Leben und einer tiefgreifenden Verstörung der Menschen. Das Zeichen O 5 rechts vom Riesentor als Zeichen der späten, kleinen, und dennoch opfermutigen Österreichischen Widerstandsbewegung gehört zum Mythos der 2. Republik genauso wie der Wiederaufbau des Domes selbst, bei dem sich nun auch jedes einzelne Bundesland in spezifischer Weise beteiligte:

Die dich in dieses Gotteshaus ruft, DIE GLOCKE, spendete das Land Oberösterreich,  
 Das dir den Dom erschließt, DAS TOR, das Land Steiermark,  
 Der deinen Schritt trägt, DEN STEINBODEN, das Land Niederösterreich,  
 In der du betend kniest, DIE BANK, das Land Vorarlberg,  
 Durch die das Himmelslicht quillt, DIE FENSTER, das Land Tirol,  
 Die in festlicher Helle erstrahlen, DIE KRONLEUCHTER, das Land Kärnten,  
 An der du den Leib des Herrn empfängst, DIE KOMMUNIONBANK, das Burgenland,  
 Vor dem deine Seele sich in Andacht neigt, DEN TABERNAKEL, das Land Salzburg  
 Das die heiligste Stätte des Landes behütet, DAS DACH, spendete im Verein mit vielen  
 hilfreichen Händen die Stadt Wien. <sup>92</sup>

<sup>91</sup> Flieder und Loidl, 1945 – Chronologie einer Zerstörung, 51 f.

<sup>92</sup> Peter Urbanitsch, Heilige Orte und Herrschaft, in: 996 – 1996. Ostarrichi – Österreich. Katalog der österreichischen Länderausstellung, hg. von Ernst Bruckmüller und Peter Urbanitsch, Horn 1996, 245 ff, Kat. Nr. 10.1.27.

Die massive Wiederaufbauhilfe aus allen Ländern zeigt, dass man St. Stephan jetzt, nach 1945 wirklich als gemeinsames österreichisches Symbol sah. Der Historiker Adam Wandruszka hat damals eine Prophezeiung gewagt, von der man heute sagen kann, dass sie irgendwie zur Realität wurde: „Wenn nach der Vollendung des Stephansdomes eine Tafel mit diesem Text (der obige, E.B.) an die Spendenaktion der Bundesländer für den Wiederaufbau des Domes erinnert, wird eine neue Klammer geschaffen sein, welche die Länder Österreichs mit dem Heiligtum an der Donau verbindet. [...] Das gläubige Volk aus den Bundesländern, das in Zukunft den gewaltigen Dom in der Riesenstadt betritt, wird stärker als bisher von dem Bewusstsein erfüllt werden, daß dies *s e i n* Dom, *s e i n* Gotteshaus ist.“<sup>93</sup> Wenn man die eingangs zitierten Umfrageergebnisse zu diesem Text hält, dann wird man Wandruszkas Worten einen gewissen Realitätsgehalt nicht absprechen können. Wandruszka verbindet aber den Wiederaufbau des Domes ganz direkt mit dem Mythos vom Wiederaufbau Österreichs: „Unsere Bewährung in der Wiederherstellung des Domes mag so vielleicht auch als Bewährung der Lebenskraft Österreichs gedeutet werden.“<sup>94</sup>

Die Finanzierung des Wiederaufbaus war nur durch großzügige Spenden möglich, die aus allen Bevölkerungsschichten kamen. In der „Dachziegel-Aktion“ – man benötigte 250.000 Dachziegel – konnte man zum Preis von öS 5,- einen Dachziegel kaufen.<sup>95</sup> Neben der Bundesregierung, den Bundesländern und der Stadt Wien beteiligten sich auch Kammern und andere Verbände an der Finanzierung des Wiederaufbaus: Eine zweite Tafel im Dom verweist u. a. auf die Bundeskammer und die Landeskammern der gewerblichen Wirtschaft, die Landes-Landwirtschaftskammern, die landwirtschaftlichen Genossenschaften, die Vereinigung österreichischer Industrieller, auf die Organisatoren von Festen, Veranstaltungen, Versammlungen, Ausstellungen und Konzerten für den Wiederaufbau, und auf die Ungezählten, die für das Dach oder durch den „Stephansgroschen“ den Wiederaufbau mitfinanziert hatten. Schließlich erwähnt diese Tafel auch die tatkräftige Hilfe von außen, von Belgien bis zum Heiligen Stuhl.

1950 kündigte der oberösterreichische Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleißner an, er und der Bischof von Linz verpflichteten sich, für den Guß einer neuen Pummerin Sorge zu tragen. Sie wurden dann auch in St. Florian gegossen. In die Glockenspeise wurden auch die Reste der alten Pummerin eingeschmolzen. Im April 1952 wurde sie in einem wahren Triumphzug nach Wien gebracht. Aus vielen Orten fuhr man mit verschiedensten Vehikeln (der Autor dieser

---

<sup>93</sup> Vgl. Adam Wandruszka, St. Stephan, das Nationalheiligtum Österreichs. In: Der Dom zu St. Stephan in Wien. Festschrift zur Wiedereröffnung des albertinischen Chores a.D. 1952, Wien 1952, 19 ff.

<sup>94</sup> Wandruszka, St. Stephan, das Nationalheiligtum, 21.

<sup>95</sup> Urbanitsch, Heilige Orte, Kat. Nr. 10.1.25 und 10.1.26, 262 f.

Zeilen auf dem Lastwagen des Großvaters, auf dem einige Bänke standen, voller Neugieriger, von St. Leonhard am Forst aus) zur Bundesstraße Nr. 1, um die Vorbeifahrt der Pummerin zu erleben. Am 26. April erreichte sie die Hauptstadt, nach einer Fahrt durch die von tausenden Menschen gesäumte Mariahilferstraße zum Stephansplatz fand dort die Glockenweihe statt, gleich anschließend die offizielle Domeröffnung. Damals war neben den kirchlichen Würdenträgern das ganze offizielle Österreich dabei: der Bundespräsident, die Bundesregierung, alle Landesregierungen. Der Steffel war nun doch wieder „so wie er war“. Wie die Fahrt der neugegossenen „Pummerin“ von St. Florian nach Wien ein erster Triumphzug der Zweiten Republik war, so wurde die Einweihung des Domes ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte eines neuen österreichischen Selbstbewußtseins.

### St. Stephan – Dom, Nationaldenkmal, Werbeträger und Anstoß

Der Stephansturm ist einfach omnipräsent. Mannerschnitten und Steffel-Bräu, Banken und Versicherungen, Rauchfangkehrer oder Edelsteinverkäufer – sie alle werben mit dem Turm im Hintergrund. Das stößt durchaus auch auf Ablehnung, wie die 2004 angebrachten Werbungen auf jenen Planen, die das Gerüst am Hohen Turm umgeben. Die Werbesprüche lassen Christliches anklingen: „Kein Haus ist für die Ewigkeit gebaut“, erinnert eine Bank, die Wohnkredite bewirbt, und, nach Süden gewendet, verkündet eine Versicherung: „Nur Einer versteht Ihre Sorgen besser als wir.“ Dolores M. Bauer, engagierte katholische Publizistin, empört: „Müssen wir heute schon den Dom für die Werbung prostituieren lassen?“ Darauf ein alter Bekannter von ihr: „So sind eben die Zeiten. Heute lassen diese Herrschaften keinen Pfennig mehr aus, wenn sie nicht etwas dafür bekommen. Das ist eben Sponsoring, wie beim Sport oder sonst wo...“ Und Frau Bauer erinnert die edlen Spender an die Bibel: „Wenn Du Almosen gibst, lass' es nicht vor dir her posaunen, wie es die Heuchler tun, um von den Leuten gelobt zu werden.“<sup>96</sup>

Der moderne Mensch entdeckt den Stephansdom als Biotop: Die berühmten Bilder des Starphotographen Georg Riha thematisieren den Sakralbau als Heimat für Fledermäuse, Turmfalken, Ailantusspinner und anderes Getier und Gewächs, insgesamt 27 verschiedene Pflanzenarten, die zwischen Katakomben und Dachbereich ihre Heimat gefunden haben.<sup>97</sup>

<sup>96</sup> Dolores M. Bauer, Wie es die Heuchler tun, Die Presse, spectrum, 3. 4. 2004, II.

<sup>97</sup> Presse, 19. April 1997, Wien-Journal, 13: St. Stephan: Ein Biotop inmitten der Großstadt  
Verweis auf „St. Stephan – Der lebende Dom“, eine Universum-Dokumentation des ORF von Georg Riha.

Wer freilich auf die Idee kam, diese zentrale Österreich-Symbol ausgerechnet auf die kleinwertige - und daher auch kleine – 10-Cent-Münze zu platzieren, muss sich die Frage gefallen lassen, wie man denn auf so etwas kommen konnte: Eine der höchsten Baulichkeiten Österreichs auf eine der kleinsten Münzen zu quetschen? Es konnte nur eine Seltsamkeit herauskommen: Der Turm, oben und unten beschnitten, als hinge er in der Luft, aus dem Nichts kommend, ins Nirgendwo vergehend, ohne Anfang und ohne Ende, ohne Basis und ohne Spitze: *Difficile est satiram non scribere!*

Künstler haben in der Postmoderne des späten 20. Jahrhundert als Tor zur öffentlichen Anerkennung gefälligst irgendeine Beschimpfung nachzuweisen. Dem Kärntner Autor Egyd Gstättnner verdanken wir die unumgängliche Stephansdom-Beschimpfung, eingebettet in die Beschreibung der fürchterlichen Großstadt Wien:

„Und schließlich der froststarre, architektonisch verkrüppelte Stephansdom und seine aufdringliche oberösterreichische Glocke. Sein Gemäuer ist unverputzt und finster und feucht zur Freude der Pilze und Insektenwelt, das Kirchenschiff vor lauter sinnloser Höhe für Eierstockundnierenbeckenentzündungen geradezu prädestiniert, nirgendwo ist Besinnung riskanter. Eine etwaige Erholung der Seele geht automatisch auf Kosten der Eierstöcke. (usw.)...“<sup>98</sup> Noch im literarischen Ablehnungsgestus wirkt der Mythos von St. Stephan: Der arme kleine Bub aus Kärnten muss die entsetzliche große kalte Kirche besuchen, samt ihrer als „oberösterreichisch“ abgelehnten Glocke (was Kärntner nicht alles ablehnen können!). In den Leiden des jungen Kärntners wird die Apperzeption des Nationalsymbols sozusagen auf den Kopf gestellt, und die Auswirkung der „Besinnung“ primär als eine auf mögliche Unterleibserkrankungen gesehen.

Auch andere Bilder entwickeln sich – modern oder postmodern? - aus dem aufragenden Turm: Etwa das einer Rakete (Der Stephansturm steigt als Rakete beim Start in den Himmel; der Unterteil könnte aber auch eine Zigarre sein ?!).<sup>99</sup> Jahre später ein ganz ähnliches Motiv (angelehnt an das ältere Vorbild?) auf einem Profil-Titelblatt: „Wien hebt ab“ mit dem Stephansturm als Rakete, d. h. der obere Teil des Domes ist dargestellt wie die Antriebs-Stufe einer Weltraumrakete, daneben als Fotomontage das Startgerüst einer solchen Rakete (ungefähr dort, wo sonst der Hohe Turm steht), rundherum Dampf und leuchtende Auspuffgase unter dem Dom als Rakete.<sup>100</sup>

<sup>98</sup> Egid Gstättnner, *Schreckliches Kind*, Edition Atelier, Wien 1998.

<sup>99</sup> Wolfgang Freitag, *Der Sieg über die Schwere*. In: *Die Presse* vom 17. November 2001, Spectrum VII Artikel über einen Dokumentationsband von Martina Kandeler – Fritsch (Hg.), *Zünd-Up*. Dokumentation eines Architektorexperiments an der Wende der sechziger Jahre, Wien 2001.

Foto: „St. Stephens Countdown II“, 1969, eine „Zünd-Up“-Collage.

<sup>100</sup> Profil - Titelblatt Nr. 7 vom 10. Februar 1992, 23. Jg.: „Wien hebt ab“.



Im frühen 21. Jahrhundert sind die alten sakralen Qualitäten von St. Stephan vielen Menschen nicht mehr bewusst. Inwiefern sie in der Einschätzung zahlreicher Bewohner Österreichs, die den Dom von St. Stephan nach wie vor für den zentralen Bedeutungs-Bau Österreichs halten, noch nachklingen, dürfte für die empirische Sozialforschung nur schwer eruierbar sein.

Immerhin muss man mit Behauptungen von der wachsenden Säkularisierung vorsichtig sein. Im nachjosephinischen Wien gingen vermutlich noch viel weniger Leute zum Gottesdienst als heutzutage.<sup>101</sup> Die Autobiographie Franz Grillparzers könnte diesen Befund bestätigen.<sup>102</sup> Er sagte von sich selber, dass er eigentlich als kleiner Heide aufwuchs.

Die sakralen Funktionen des Domes prägten die Freizeit der vorindustriellen Zeit: Man sollte nicht „blau“ machen, aber zu einer Messe oder Andacht, oder am Sonntagnachmittag zum Segen zu gehen, das war doch Christenpflicht und Menschenrecht. Da trafen sich Männlein und Weiblein, und kritische Besucher aus dem Norden haben diese Funktion des Domes als Rendezvous-Ort auch gebührend kritisiert. Aber gerade dadurch war der Dom intensiv in den Alltag der Wienerinnen und Wiener eingebunden. Hier hat erst die Aufklärung gründlich Remedur geschaffen und die Moralität der Moderne eingeführt – während der alte Barockkatholizismus zwar streng in den Vorschriften war, doch im vollen Bewusstsein der Sündigkeit der armen Menschheit – selbst der Gerechte fällt ja bekanntlich sieben Mal am Tage.

Aber Dom und Turm stehen nach wie vor im Herzen der Stadt. Und sie werden auch dann, wenn unter den Besuchern sich nur mehr ein paar versprengte katholische Christen befinden, im Herzen der Stadt stehen. Das heißt: Die Qualität als Zeichen dürfte auch in einer völlig säkularisierten Gesellschaft so überragend sein und bleiben, dass uns St. Stephan als zentraler „Gedächtnisort“, im topographischen ebenso wie im übertragenen Sinne, noch lange erhalten bleiben wird. Das Großartige, Überwältigende des Anblicks trägt ebenso dazu bei wie die vielen Schichten von Erinnerung und Gedenken, die teils systematisch hier angelagert wurden, teils aber auch einfach hinzuwachsen, als Ort der Volksfrömmigkeit und als Ort kollektiver Identifikation.

---

<sup>101</sup> Kathpress vom 29. Juni 2001: Vor 200 Jahren gab es weniger Sonntagsmessbesucher. „In der Zeit von Spätjosephinismus und napoleonischen Kriegen waren Wiens Kirchen leerer als heute.“

<sup>102</sup> Franz Grillparzer, Selbstbiographie. Hg. v. Arno Dusini, Salzburg – Wien 1994, 17: „Meine kirchliche Richtung war übrigens nicht im mindesten religiös. Mein Vater war in der josephinischen Periode aufgewachsen und mochte nicht viel auf Andachtsübungen halten. Die Mutter gieng alle Sonntage in die Messe, mit dem Bedienten, der ihr das Gebethbuch nachtrug; wir Kinder kamen nie in die Kirche. (...)“

